Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 3. Januar 1931 Nummer 1

Inhalt

Ewigkeit . . . . . Karl Müller
Zeichen der Zeit . . . . . Martin Rade
Von der Armut . . . . . Trude Bez-Mennicke
Die stille Pforte . . . . . Walter Rauschenbusch †
Glaube und Wirklichkeit . . . . . Ernst Walter Schmidt
Die Religionsdelikte im neuen deutschen Strafgesetzbuch . . . . . Wolfgang Mittermaier
In Brahma's Tempel . . . . . Rudolf Otto
Ein Meisterstück der vergleichenden Religionsforschung . . . . . Joachim Wach
Die neue Gestalt der RGG . . . . . Kurt Kranzler
Brief eines Nationalsozialisten an den Herausgeber . . . .
Paul Doumergue . . . . . Otto Piper
Ausstellung für religiöse Kunst in Münster . . . . . Carl Horst
Manfred Kyber . . . . . Hanns Martin Elster
Das Deutsche Bibelarchiv in Hamburg . . . . . Hans Vollmer

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt kann an diesen Werken nicht vorübergehen!

Dr. Edmund Mugler

Gottesdienst und Menschenadel

Die sittliche Idee im Kampf um ihre Selbstbehauptung innerhalb der israelitisch-jüdischen und christlichen Religionsgeschichte

4. Buch. Die katholische Kirche und Meister Ekkehart. IV, 172 Seiten, gr. 8°. Brosch. RM. 4.50, gebunden RM. 6.—

Die Berliner Tribüne schreibt: Kulturfrömmigkeit und ethische Idee in der Religion stehen sich als Erbfeinde gegenüber, und wenn sich diese Bücher allein auf den Boden der ethischen Ideen stellen, so führen sie damit einen herrlichen Kampf für das Gute und Lautere menschlichen Handelns und Denkens.

Früher erschienen:

1. Buch. Die israelitische Volksreligion und die Propheten. VIII, 156 Seiten, gr. 8°. Broschiert RM. 4.50, gebunden RM. 6.—

Das Stuttgarter Neue Tagblatt schreibt: Das Bild des Kampfs der Ideen ist so anschaulich und von dem echten Pathos des eigenen, durch und durch ethischen Glaubens erfüllt, daß man die Darstellung warm empfehlen kann, zur Vertiefung unserer Kenntnis der Geschichte wie zur ernstesten Prüfung unserer eigenen Religion und Lebensanschauung.

2. Buch: Die pharisäische Gesetzesreligion und Jesus. IV, 156 Seiten, gr. 8°. Brosch. RM. 4.50, gebunden RM. 6.—

Die pädagogische Schwartz'sche Vakanzen-Zeitung schreibt: Interessant, klar nnd überzeugend, streng wissenschaftlich und doch leicht verständlich hat Mugler Pharisäertum und Jesuslehre ins rechte Licht gerückt. Erschütternd wird der tödliche Kampf Jesu für die sittliche Idee gegen die Pharisäer dargestellt.

3. Buch. Das Judenchristentum und Paulus. 176 Seiten, gr. 8°. Brosch. RM. 4.50, gebd. RM. 6.—

Das Protestantenblatt schreibt: Die erzieherische Frage der Freiheit und der gesetzlichen Gebundenheit wird klar und gründlich behandelt. Es handelt sich nicht um Historie, sondern um brennende Gegenwartsfragen.

Alfred de Quervain

Gesetz und Freiheit

Eine Zwiesprache mit dem römischen Katholizismus der Gegenwart

VIII, 274 Seiten, gr. 8°. Karton. RM. 9.80, gebunden RM. 11.80

Die Protestantische Rundschau schreibt in einer ausführlichen Besprechung:

Eine Arbeit, an der man Freude erlebt, die zum Mitarbeiten zwingt. Das Buch will den Fragen nach Gesetz und Freiheit bei den Reformatoren und der katholischen Theologie nachgehen. Damit ist eines der tiefsten Probleme zwischen den Konfessionen berührt . . . Und gerade da, wo Widerspruch anzumelden wäre, wo eine Weiterführung notwendig wird, darf das Buch für seine vielen Anregungen unseren Dank beanspruchen. Theolog. Arbeitsgemeinschaften, Besprechungsabende des evangelischen Bundes, Aussprachen zwischen Katholiken und Protestanten finden hier reichhaltigen und anziehenden Stoff für ihre Arbeit.

Luther

in ökumenischer Sicht

Herausgegeben von

Professor Dr. Alfred von Martin

mit Beiträgen von

D. Joh. Albani, Geh. Rat Prof. Dr. Bigelmair, Dr. Carl Dyrssen, Prof. Dr. Ehrenberg, H. H. Ehrler, Pfarrer Fischer, Pfarrer Glinz, Pfarrer Hackl, Pfarrer Hansen, Prof. D. Heiler, Parrer Hettling, Superint. Leonhard, Prof. Dr. Alfred von Martin, Geheimrat Prof. Dr. Merkle, Dr. A. V. Müller, Prof. Piper, Pfarrer Sinz, Erzbischof Söderblom, Superint. Sommer, Pfarrer Liz. R. H. Wallau.

264 Seiten, gr. 8°. Geheftet RM. 8.—, in Leinen gebunden RM. 10.—

Bedeutende Forscher aus beiden Lagern nehmen Stellung zu dem gewaltigen Thema Luther, jeder von sich aus, aber alle von dem Willen geleitet, das Verbindende und Fruchtbare über das Trennende und Negative zu stellen. Heute, wo das Überkonfessionelle an Luther deutlicher erkannt wird und auch wichtiger erscheint denn je, wird ein Buch wie dieses, zu dem sich **Katholiken und Protestanten in gemeinsamer Arbeit** zusammengefunden haben, berechtigtes Aufsehen erregen.

Standardwerke, die jeder Theologe besitzen sollte!

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz) Stuttgart

WALTER NIGG / FRANZ OVERBECK

Versuch einer Würdigung

1931. X, 234 Seiten gr. 8°. Geheftet M. 10.—, in Leinen M. 12.50

Der Theologe und treueste Freund Nietzsches — sein Testamentsvollstrecker — Franz Overbeck gehört zu den problematischen Gelehrtengestalten des 19. Jahrhunderts. Walter Nigg unternimmt es, uns von dieser vielverkannten Persönlichkeit einen geschlossenen Eindruck zu vermitteln. Zugleich will er ihr einen selbständigen Platz in der Geistesgeschichte sichern. Da dem Verfasser der gesamte Nachlaß Overbecks zugänglich war, so konnte er dessen ganze Arbeit übersehen und, was sehr wichtig ist, sein Buch auch durch wertvolle Auszüge aus dem Nachlaß bereichern.

RICHARD MÜLLER-FREIENFELS
PSYCHOLOGIE DES DEUTSCHEN MENSCHEN UND SEINER KULTUR

Ein volkscharakterologischer Versuch

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage

1930. XII, 243 Seiten gr. 8°. Mit 6 Abbildungen. Geheftet M. 7.50, in Leinen M. 10.50

„Das Werk wird allen willkommen sein, die nach einer tieferen Erfassung des Wortes ‚deutsch' im Volkstum und Charakter unseres Volkes verlangen. Der Verfasser sucht alle Züge deutschen Wesens zu berücksichtigen und dabei doch ein einheitliches Bild des Charakters herauszuarbeiten. Auch die Schattenseiten und die Tragik deutscher Art werden dabei nicht übersehen. In einer Zeit, in der die völkische Frage hohe Wellen schlägt, ist das Buch berufen, vertiefend und zurechtweisend auf alle einzuwirken, denen es auf tiefere Erkenntnis ankommt." *Geisteskampf der Gegenwart*

GEORG SCHMIDT / J. J. BACHOFENS GESCHICHTSPHILOSOPHIE

1929. XII, 140 Seiten gr. 8°. Geheftet M. 7.50

„Hier wird nicht gedeutet, sondern die allgemeinen tragenden Prinzipien eines philosophischen Systems, die an vielen Stellen zerstreut sind und sich daher den Augen leicht entziehen, sind organisch zusammengefaßt und gemäß ihrer inneren Notwendigkeit aufgereiht. Solch sachliche Darstellung ist die einzig haltbare Grundlage für jede zukünftige Auseinandersetzung mit Bachofen . . . Nunmehr kann neben die wissenschaftlich-sachliche auch die philosophisch-weltanschauliche Kritik treten." *Neue Züricher Zeitung*

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 1 — Gotha, 3. Januar 1931 — 45. Jahrgang

Inhalt: Ewigkeit [Sp. 1] — Zeichen der Zeit [Sp. 1] — Von der Armut [Sp. 3] — Die stille Pforte [Sp. 4] — Glaube und Wirklichkeit [Sp. 5] — Die Religionsdelikte im neuen deutschen Strafgesetzbuch [Sp. 11] — In Brahma's Tempel [Sp. 16] — Ein Meisterstück der vergleichenden Religionsforschung (Otto) [Sp. 20] — Die neue Gestalt der RGG [Sp. 25] — Brief eines Nationalsozialisten an den Herausgeber [Sp. 29] — Paul Doumergue [Sp. 32] — Ausstellung für religiöse Kunst in Münster [Sp. 34] — Manfred Kyber [Sp. 37] — Bücher und Schriften: Baumgarten und die Nationalsozialisten (Mulert); Unter Gottes Führung (Laun); Das religiöse Deutschland der Gegenwart (Schweitzer); Christus im 20. Jahrhundert (Heisler); Unschuldig verurteilt (Kohlstock); Wirkungen der Freiheitsstrafen (Sieverts); Weltstimmen [Sp. 39] — Das Deutsche Bibelarchiv in Hamburg eröffnet [Sp. 42] — Wöchentliche Chronik [Sp. 43] — Verschiedenes: Woche für kirchliche Kunst in Friedrichroda; Zeichen der Zeit; Preisfrage; Kleine Mitteilungen [Sp. 45] — Versammlungskalender [Sp. 46] — Anzeigen

Ewigkeit

Ewigkeit,
meine Heimat du,
schwimmende Insel! Auf mich zu
trägt dich Gott, der uralte Gletscher aus Nichts,
mir schon lange. Deines harten Gerichts
Brandungen singen meinem Ohr
ihre vernichtenden Weisen vor
schon von weit.

Ewigkeit,
wie du nach mir langst
mit hundert Händen. In der Angst
schweigender Nächte hör ich dein Grollen.
Wie Beben unter der Erde Schollen
droht aus meiner Tiefe dein Lauern
herauf zu meinen zitternden Mauern
sprungbereit.

Ewigkeit,
ach, wie bald
wird deiner Wogen dunkle Gewalt,
die meines Lebens Deiche zerbrechen, und
dein Ausbruch aus berstender Tiefe Schlund
himmelhoch ineinanderstoßen.
Und in der Gischt, der übergroßen,
zerstäubt meine Zeit.

Ewigkeit,
wann einmal
reißt die Welten dein Überfall
in deinen Strudel, der Alles verschlingt,
auch unserer Lüge breit krallende Festung. Wann springt
dein Sieg hinter den Dingen heraus,
löst Alles mit seines Jubels Braus
auf in Gottheit?

Apollensdorf — Karl Müller

Zeichen der Zeit

... könnet ihr denn nicht auch über die Zeichen dieser Zeit urteilen? Matth. 16, 3

Ja wer das könnte! Wer das heute könnte! Über die Zeichen dieser Zeit urteilen.

Über des Himmels Gestalt, sagt Jesus, könnt ihr urteilen. Abendrot und Morgenrot sind euch sichere Wetterzeichen, aber ... Er spricht so zu Pharisäern und Sadduzäern. Sie sind blind und blöd gegenüber dem, was sich vor ihren Augen vollzieht. Schon ist das Reich Gottes da. Nicht in seiner Vollendung, so daß es Jeder sehen, mit Händen greifen muß. Aber in seinen Anfängen. Zeichen, Anzeichen sind da, Vorzeichen dessen, was sich vollenden will.

Immer haben die Menschen nach Zeichen gespäht. Und haben gute und schlimme gefunden. Zeichen, die Gutes, und Zeichen, die Schlimmes anzeigten. Heilspropheten und Unheilspropheten wurden sie damit, je nachdem.

Viel ist dabei nicht herausgekommen. In weltlichen Geschicken schon. Kluge Staatsmänner haben an dem, was ist, vorauserkannt, wie es weitergehen wird, und haben darnach gehandelt. Die Gestalt des Himmels zu beobachten lohnt noch heute den Wetterverständigen. Man macht eine Technik, eine Wissenschaft daraus. Aber Sicherheit fehlt. Das Wichtigste bleibt verborgen. Immer wieder kommen unverhofft die Katastrophen. Obwohl doch — „Alles natürlich zugeht". Die Weltwirtschaftskrise von heut, wie unvorbereitet ist sie hereingebrochen, und wie ungewiß ist ihre Dauer! Wer von den unzähligen hellen Geschäftsleuten und scharfsinnigen Sachkennern deutet uns die Zeichen am Wirtschaftshimmel zum Jahresanfang 1931?

So könnte man denken, die Frommen im Lande, die Jünger Jesu müßten es besser können. Wenn nicht besser das Wetter deuten als die Kinder der Welt, nicht besser die Wirtschaftskurve voraussehn, dann das Kommende im Reiche Gottes. Aber sind die Christen durch die zwei Jahrtausende gute Zeichendeuter gewesen? Man soll sich die ganze Kirchengeschichte und die vor Andern darin handelnd auftraten, man soll sich die Stillen im Lande und ihre Gemeinschaften daraufhin einmal ansehn. Förmlich ein Sport ist für Manche das fromme Zeichendeuten geworden, aber oft genug ein Spott auf Bibel und Evangelium.

Ist es nicht besser sich von alledem zurückzuziehn? „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Kein geistliches Bleigießen zum Jahreswechsel. Lieber „die Augen schließen und glauben blind." Und das ist nun wirklich mein Ernst, daß man als Christ mit einem ganz blinden tapfern Glauben in das unbekannte neue Jahr hineingehen soll. Aber es ist das eine andre Blindheit als die der Pharisäer und Schriftgelehrten, von der wir vorhin hörten. In Zeiten wie den unsern, wo man weder Weg noch Steg sieht, kann man nur glauben. Das ist die einzige Chance vorwärtszukommen. „Gläubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht."

Schon beruhigen wir uns dabei und freuen uns förmlich unsrer Frömmigkeit, da spricht Christus auch zu uns: „Könnet ihr denn nicht auch über die Zeichen dieser Zeit urteilen?" und schreckt uns auf aus unsrer christlichen Urteilsträgheit, Denkfaulheit. Der Verzicht aufs Zeichendeuten wäre schon recht, wenn keine Zeichen da wären. Aber es sind Zeichen da. Und so, wie es ein Zeichendeuten gibt, das ist Sünde (3. Mos. 19, 31. 20,

27. 5. Mos. 18, 11. 1. Sam. 28, 3. 2. Kön. 21, 6. 23, 24. Jes. 8, 19. 19, 3. Mich. 5, 11), gibt es ein Zeichen-merken und -verstehen, das ist recht und fromm, Pflicht und Gehorsam. Das ist Trost und Rat. Charisma, Gnadengabe. Charis, Gnade. Es gilt, alle Sinne dafür zu öffnen, wenn das Zeichen gegeben wird. Wir sind die Geschädigten, wenn es ungeschaut, ungenützt vorübergeht.

Ja wie machen wir es nur? Wie lernen wir es? Muß man dafür studiert haben? — Nein. Einfältigkeit gehört dazu. Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, gegen Andre, gegen die Sache. Auch irren kann man zeitlebens. Aber das Leben ist kein Irrtum. Wir leben nicht vom Irrtum. Gott redet mit uns. Er gibt uns Zeichen. Und „dem Aufrichtigen läßt er's gelingen".

Habe ich nun die Leser enttäuscht? Wir wollten von „Zeichen der Zeit" reden. Und ich habe ihnen keine gesagt und keine gedeutet. Nur davon geredet, daß sie da sind, und von der Aufgabe, sie zu beurteilen. — Ja ist das nicht auch schon Evangelium? Und wenn Jesus denen, die es nicht können, einen Vorwurf daraus machte, wird er denen, die ihn bitten, nicht auch dazu helfen, daß sie es können? R

Von der Armut

Das ist nicht das Schlimmste, daß einer arm wäre, — arm und allein, — seine Armut könnte zur Freiheit und Leichtigkeit werden, — einsiedlerisch in sich beschlossen, — vagabundenhaft schweifend durch alle Welt. Wer zweifelt, daß das nicht *Leben* sei? Wen lockt es nicht oft, solche Armut zu wählen?

Das Elend der Armut, der Lebens-Widersinn der Armut geht erst damit an, daß Menschen zusammengehören, aneinanderhängen durch Lebensfäden, von einander abhängen durch Lebensgewichte, — Männer und Frauen, Kinder und Eltern, — Junge und Alte, Starke und Schwache, Gesunde und Kranke — und haben *nichts* mit einander zu teilen. Die Mittler — die *Mittel* der Verbindung fehlen, — sie, die verschwiegener und doch kräftiger die Verbundenheit ausdrücken als Worte und Gesten, — die stillen notwendigen nützlichen Dinge, die lächelnden schmückenden unnützen Dinge. Und damit fehlt ein *Element* im Gefüge des Lebens, des menschlichen Lebens, — das sich aus der Fürsorge und Gefahr der Natur herausgedrängt hat zu eigener Gefahr und Verantwortung.

Und damit wird die Armut zu einer Qual, die das Leben zerreißt, zerstört, vernichtet bis zum Grund, — weil *so* eben Leben, menschliches Leben, nicht geht, nicht gilt.

Eine Frau, deren Kinder vor Mangel verkümmern, — ein Mann, dessen Frau vor Sorgen verwelkt, — Kinder, deren alte Eltern wie Tiere nach Abfällen wühlen, — die alle *können* nicht anders als das Leben hassen, verachten, zerstören, denn *für sie* ist es zerstört, ist es gestört in seinem innerst-gesetzlichen Kreislauf.

Solche Armut ist unerträglich, und soll und darf nicht getragen werden. Das ist die Moral, — das ist das Ethos solcher Armen. Und derer, die von ihnen wissen.

Was von der dinglichen, der „irdischen" Armut gilt, das gilt auch von der anderen, der „ewigen". In der man keine Antworten mehr hat und weiß auf alle die ruhelos hungrigen Fragen und Sehnsüchte, die das Leben durchzucken, — die es durchwühlen nach Sinn und Gesetz, nach Ursprung und Ziel, nach Woher und Wohin, nach Kräften und Mächten. Einer allein kann es wohl eine Weile so aushalten. Vielleicht fühlt er sich besonders kühn und frei in diesem Wagnis des „Nichts für Nichts". Aber was tut er, — wenn sein Kind herankommt, strahlend in seiner Lebensfreude, und doch ein erstes leises Grauen im Blick: „Sag mir, — was ist das, wenn einer tot ist?" — Oder was tut er, wenn junge Burschen vor ihm sitzen, schöne starke Kerle, die arbeiten, lernen, Welt erobern, soweit ihre kräftigen Arme reichen, und haben doch ein seltsam verlegenes Lächeln um den Mund: „Was hat das alles für Sinn — das Viele? — Wo ist das Eine, wofür sich das Leben lohnt?" — Und eine Frau sitzt vor dir und schüttelt den Kopf: „Die Liebe ist nicht das, was ich meine — es muß etwas Anderes geben. ..." Und alte Leute werden häßlich und boshaft dicht in der Nähe des Todes, weil sie die Augen vor ihm schließen, und sich fürchten — — daß du da — bei diesem allen, nichts zu sagen hast, zu sagen weißt: das ist Armut, die quält, — die dich aufjagt und herumhetzt, — in dich hinein, — aus dir heraus, — weil es so nicht sein sollte, nicht sein dürfte. Solche Armut *sollte* nicht sein.

Die Antwort: „Ich weiß nicht ..." ist keine Antwort zwischen Mensch und Mensch. Du schämst dich, wenn sie über deine Lippen geht. Und da ist Etwas, was dich zwingt, noch Etwas hinzuzusetzen, obgleich es eine größere Kühnheit ist als aller einsamster Nihilismus.

„Kamerad, — ich weiß nicht, was das Leben ist, und was du und ich darin sollen. Aber ich glaube, — daß wir *gewußt werden*, du und ich und unser fragendes Leben."

Auch diese Antwort ist nicht viel, — du fühlst es voll Trauer. Aber ist sie denn wenig? —

Wer sie zu leben versucht, kommt an kein Ende.

Berlin *Trude Bez-Mennicke*

Die stille Pforte

Im stillsten Winkel meiner Seelenburg
Ist eine kleine Pforte eingelassen.
So oft ich auch durch ihre Wölbung trete,
Bin ich in Gottes Gegenwart.
Im Augenblick, im Fluge der Gedanken
Bin ich bei Gott — so ists fürwahr!
Die Erdenwelt hat Länge nur und Breite,
Ist nichts als Oberfläche nur —
Bin ich bei Gott,
So schaue ich in Tiefen und in Höhen
Und Alles ist verwandelt —

Mißtönendes Geräusch ist Menschenwerk —
Bei Gott ist große Stille — —
Doch in der Stille rauschet Melodie,
Süß wie der Liebe Glück,
Verzehrend wie der Flamme Hauch.

In dieser Welt sind meiner Tage wenig
Und unruhvoll.
Ich strebe — und besitze nicht,
Ich suche — und ich finde nicht,
Ich frage — keine Antwort wird mir,
Weltfreuden — sie verwehen,
Weltleiden — ach, sie dauern,
Ist Leben Lebens wert?
Wenn ich zu Gott eingehe,
Hat alles Leben Sinn,
Ich frage nicht — und weiß doch schon,
Was ich ersehen — alsbald ists erfüllt.

Mein Fieber ist verglommen
In Gottes großer Ruh.
Beschwerden sind wie Kiesel nur am Wege
Und Freuden gleich den ewgen Bergen dort.

Also ergeht es mir, so oft
Ich schreite durch die Pforte des Gebets
Hinüber aus der Zeit in lichte Ewigkeit.
Und fühl ich Gottes Nähe,
Sind mir die Menschen fremd nicht mehr und ferne,
Sind mir so nah und teuer, wundersam.
Die, so ich liebe,

Sie haben tief geheimnisvollen Wert,
Sie leuchten mir, von ewgem Licht
In ihrem Innersten durchglüht.
Und auch die finster auf mich blicken,
Die mich nicht lieben,
Sind nun erworben mir im großen Plan des Heils.

So ists, wenn meine Seele durch die stille Pforte
In Gottes Gegenwart eingeht,
Da wird das Große klein, das Kleine groß.
Was nah, wird fern, die Zukunft wird mir nahe.
Was schwach und niedrig in der Welt,
Das ist von lichtem Glanze übergossen,
Doch Menschenmacht zumeist, und Menschengröße
Ist ganz in Höllenfinsternis getaucht.

In allem Wandel — Gott allein beharrt.
Bin ich in Ihm, bin ich in Seinem Königreich
Und in der Heimat meiner Seele.
Drum ists ein Wunder, daß ich liebe Gott?
Und wenn ich von der Pforte wiederkehre,
Erstaunst du, daß in mir Erinnerung lebt?
Daß meine Augen glühn von unvergoßnen Tränen
Ob dem, was ich erblicke!
Daß ich mich fremd und heimatlos hier fühle,
Wo Arme schnöder Gier zum Opfer fallen,
Wo blutig rote Ströme meerwärts rauschen,
Wo durch der Lüge trübe Wolkenschleier
Die Sonne Gottes nur herniederscheint?

Rochester, USA Walter Rauschenbusch †
(übersetzt von Otto Gerok)

Glaube und Wirklichkeit

1. Der irrationale Charakter der Wirklichkeit

Wie stellt sich dem unvoreingenommenen Beobachter die Welt dar? Offenbar als eine sonderbare Mischung von Sinnvollem und Sinnlosem. Es geht ein Riß durch die Welt, und auf rationalem, verstandesmäßigem Wege kommt man nie zu einer einheitlichen Weltdeutung von zwingender Kraft. Es geht ein Riß durch die Welt: auf der einen Seite wird selbst der schroffste Leugner eines Weltsinns, wenn er wirklich tiefer nachdenkt, immer wieder, so sehr er sich auch dagegen wehren mag, bei Betrachtung der Wunder dieses Daseins zum Staunen und zur Ahnung eines Weltsinns gedrängt — auf der andern Seite aber wird auch der freudige Bejaher eines Weltsinns angesichts der unendlichen Tiefen des Leides und der unbegreiflichen Sinnwidrigkeit vieler Geschehnisse immer wieder in seiner Weltdeutung erschüttert, sofern er eben zu seiner Weltdeutung nur auf rationalem Wege gelangt ist.

Es geht ein Riß durch die Welt. Sie weist hin auf Gott, d. h. auf einen einheitlichen Sinn, und führt doch wieder ab von Gott.

Auf die Frage nach dem Weltsinn kann unser Verstand, wenn er seine Grenzen nicht überschreitet und sich nicht in andere Erkenntnisgebiete einschleicht, nur antworten: Wir kennen ihn nicht und werden ihn nie kennen.

Eine „natürliche Theologie" — sofern darunter ein auf rationalem Wege erreichbares Wissen um Gott verstanden wird — gibt es nicht.

2. Metaphysische und theologische Wirklichkeitserkenntnis

Man sehe sich die Systeme der großen Philosophen aller Zeiten und Völker an. Schon die Verschiedenheit dieser Systeme muß uns stutzig machen. Sind diese Denker wirklich auf rationalem Wege zu ihren Erkenntnissen gelangt? Manche haben es tatsächlich behauptet: sie haben sich aber damit einer großen Selbsttäuschung hingegeben. In Wirklichkeit beruhen alle großen philosophischen Systeme auf Intuition. Intuitives Erkennen ist aber mehr als rationales Erkennen: intuitives Erkennen basiert — um bei der populären Dreiteilung Denken, Wollen, Fühlen zu bleiben — nicht allein auf rationalem Denken, sondern zugleich auf dem Willen und dem Gefühl, wobei die Frage nach der Beziehung, in der das Fühlen zum Denken und Wollen steht, hier auf sich beruhen möge. Intuitives Erkennen ist ein Erkennen, das rationales Denken und Wollen zu einer gefühlsbetonten Gesamtschau verbindet. Es sei, statt weiterer Erörterungen, auf Bergson verwiesen, der, seinerseits ja wieder deutlich durch Schelling und Schopenhauer beeinflußt, die Intuition zum Ausgangspunkte der Metaphysik macht und dessen grundlegende Betrachtungen meines Erachtens ganz anders, als es geschieht, auch in die Gedankenarbeit der Theologen aufgenommen werden müßten. Es ist ja ein ganz unsinniger Vorwurf, der gegen den Intuitionismus immer wieder erhoben wird, daß er das begriffliche Denken herabsetze: er weist dem rationalen Denken nur seine bestimmten Grenzen und zeigt, daß von ihm aus ein Weg zur Metaphysik unmöglich ist, da der Verstand das Leben, um es zu erkennen, töten, zergliedern müsse, es also nicht in seinem sich immer verändernden, Neues gestaltenden Fluß erfassen könne. Das kann allein die Intuition, die, da sie ja auch Erkennen ist, mit Begriffen arbeiten, aber diese Begriffe in dauerndem Fließen erhalten muß, wenn sie sich von der Wirklichkeit nicht entfernen will. Es ist nun sehr töricht, die „flüssigen" Begriffe, die Bergson fordert und in seiner eigenen Philosophie anwendet, als „hölzernes Eisen" zu verspotten, statt darin vielmehr die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der Begriffe, nun nicht für das wissenschaftliche Denken an sich, sondern für das metaphysische Erkennen zu sehen.

Alle großen metaphysischen Systeme beruhen auf solchen Intuitionen, das platonische genau so wie das spinozistische, das Hegels genau so wie das Schopenhauers.

Auf Intuition aber beruht auch die Wirklichkeitsschau der großen Propheten, es besteht da keinerlei formeller Unterschied. Sachlich weichen freilich die Intuitionen der Metaphysiker oft sehr von denen der Propheten ab: aber sachliche Unterschiede bestehen ja, wie Jeder weiß, auch zwischen den einzelnen metaphysischen Systemen genau so, wie zwischen den einzelnen Religionen, ja sogar innerhalb einer bestimmten Religion stehen oft einzelne prophetische Persönlichkeiten in fast unüberbrückbarem Gegensatze zueinander.

Der Unterschied zwischen Metaphysik und Prophetie beruht vielmehr darauf, daß erstere die empfangenen Intuitionen durch das Mittel des Begriffes, der Spekulation, letztere durch das Mittel der Vorstellung, des anschaulichen Bildes, weiter zu geben trachtet.

Die Theologie nimmt ihren Ausgangspunkt von der religiösen Prophetie, die innerhalb eines bestimmten Lebensgebietes, einer Kirche, ihren Niederschlag gefunden hat und untersucht die religiösen Vorstellungen zum Zwecke der Bekenntnisbildung auf ihren begrifflichen Gehalt.

In ihrem Ausgangspunkt unterscheidet sie sich von der Metaphysik, denn die Metaphysik sucht empfangene Intuitionen direkt in Begriffen darzustellen, die Theologie dagegen die in die Form der Anschauung gekleideten Intuitionen auf Begriffe zurückzuführen. In ihren Mitteln, nämlich in der begrifflichen Arbeit, sind Theologie und Metaphysik eins.

Prinzipiell muß gesagt werden: Theologie und Metaphysik dürfen nicht auseinander klaffen: es muß, um ganz deutlich zu werden, eine Metaphysik geben, die der Prophetie Jesu und seiner großen Verkünder entspricht, die sich also mit einer die Vorstellungswelt Jesu und seiner Verkünder in die Sprache der Begriffe umsetzenden Theologie deckt. Daß diese Metaphysik bisher nie erreicht worden ist und weiterhin ein im Unendlichen liegendes Ziel bleiben wird, liegt einmal daran, daß über das, was wesentlich zur christlichen Vorstellungswelt gehört, unter

den Theologen keine Einstimmigkeit besteht, und daß anderseits jede Begriffsbildung, die ursprüngliche Intuitionen zu fassen sucht, mit den größten Schwierigkeiten belastet ist (vgl. das vorhin über Bergsons „fließende" Begriffe Gesagte). Während die bildhafte Vorstellung imstande ist, naiv Gegensätze zusammenzuschauen und so schon eine höhere Einheit darzustellen, muß die philosophische Spekulation bei gegensätzlichen Begriffen stehen bleiben und kann eine höhere Einheit lediglich behaupten.

3. Zwei Beispiele: das Böse und Gottes Persönlichkeit

Zur Veranschaulichung des Gesagten zwei Beispiele: In seinem Werke: „Das dritte Reich des Paracelsus" läßt Kolbenheyer Paracelsus Folgendes sagen:

Muß nicht der Teufel durch seine Teufelei auch das Gute wirken in Gott? Ist er nicht ausgestoßen aus Gott und muß sein Ende wider Willen finden, wo sein Anfang gewesen ist? Ist Gott nicht durch das Böse hindurch der eigenen Güte voll? Ist Gut und Böse nicht einig und göttlich in ihm? — Was ist ein Gift? Das Böseste und das Beste zugleich. Wenn es sein richtiges Läuterungsfeuer findet, wird aus dem Gift eine Arzenei und der Krankheit Tod. Also ist Gott das Gift seiner selbst geworden in der offenbaren Welt und wandelt die Welt von seinem Gift in sein Heilmittel.

Hier ist die Intuition, daß Gut und Böse in gleicher Weise in Gott verfaßt sind, daß auch das Böse auf Gott zurückgeht, in den beiden Gleichnissen vom Teufel, der Gott dienen muß, und von dem Gift, das letztlich Arznei ist, in anschaulicher Weise dargestellt. Die letzte Einheit von Gut und Böse in Gott wird hier nicht bloß behauptet, sondern dargestellt. Sobald man aber diese Bilder spekulativ zu deuten versucht, gerät man in die größten Schwierigkeiten, in jenen unauflösbaren Fragenknäuel, der sich um das „Problem des Bösen oder der Sünde" gewickelt hat.

Ein anderes Beispiel: Die Persönlichkeit Gottes. Die religiöse Intuition lebt von dem Gegenüber von Gott und Welt, Gott und Mensch, kann auf dieses Gegenüber nicht verzichten und muß doch anderseits das „Gott alles in allem" behaupten. Die spekulative Deutung dieser religiösen Urintuition kommt niemals zur Überwindung der durch die beiden Pole Dualismus und Monismus bezeichneten Gegensätze, sie wird immer das eine zum Vorteil des andern zu unterdrücken versuchen, die metaphysische Spekulation meist den Dualismus zu Gunsten des Monismus, die christlich-theologische Spekulation meist den Monismus zu Gunsten des Dualismus. Was aber der Spekulation nie gelingt, nämlich beides als vereinbar zu zeigen, das leistet die Anschauung mit dem Bilde der Persönlichkeit. Persönlichkeit ist die Einheit, die ihre einzelnen Schöpfungen — nun nicht aus sich heraus — aber sich gegenüberstellt. „Es ist das Grundwunder des Geistes, daß er, in seiner Einheit verbleibend, sich dennoch sich selbst gegenüberstellt." (Simmel.) Was wir, die wir nur unvollkommene Persönlichkeiten sind — weil ja dauernd Wirkungen auf uns eindringen und von uns ausgehen, die nicht in uns selber ihren Ursprung haben — jede Stunde an uns selbst erleben, diese Einheit, die sich doch immer sich selbst gegenübersieht, das sieht die religiöse Intuition in der Persönlichkeit Gottes — nur in weit reicherem Maße, nämlich nicht nur auf die geistige Seite beschränkt — anschaulich dargestellt: die Einheit Gottes in der Vielheit seiner ihm gegenüberstehenden Geschöpfe.

Wenn die metaphysische Spekulation so oft zur Ablehnung der Persönlichkeitsvorstellung Gottes kommt, so zeigt sie dadurch nur, daß sie, weit entfernt, die ursprünglichen Intuitionen zur Klarheit zu erheben, vielmehr oft der Gefahr unterliegt, durch Unschärfe der Gedankenführung, durch reinen Rationalismus, diese Intuitionen zu trüben. Schon hieraus kann man den Schluß ziehen, daß die prophetische Intuition in ihrer bildhaften Anschaulichkeit die Wirklichkeit schärfer erfaßt als die sofort sich in Begriffe umsetzende Intuition des Metaphysikers oder die des Theologen, der bereits geprägte, auf Intuitionen beruhende Vorstellungen in Begriffe umwandelt. Die Theologie ist eben sehr oft eine Gefahr für den ursprünglichen Reichtum der Intuitionen geworden, sie hat diese sehr oft nicht zu begrifflicher Klarheit erhoben, sondern entsetzlich verengt, ja verbildet.

4. Metaphysiker und Prophet

Wir haben bisher immer von „Intuition" gesprochen, um den Zusammenhang von Theologie und Metaphysik zu wahren. Denn wir bleiben dabei: Die Intuitionen des Metaphysikers und des Propheten stammen aus der gleichen Quelle, und es hieße, die Einheit des menschlichen Geistes vernichten, ja an Gott verzweifeln, es hieße die Theologie in eine unfruchtbare Selbstisolierung bringen, wenn man Theologie und Metaphysik radikal auseinander reißen wollte.

Gewiß besteht ein Unterschied zwischen Theologie und Metaphysik. Wir hatten bereits gesehen, daß dieser Unterschied im Ausgangspunkt zu suchen ist. Und damit ist ein Weiteres gegeben: wenn auch die Intuition des Metaphysikers prinzipiell aus der gleichen Quelle stammt wie die des Propheten, so ist doch zu sagen, daß die Art und Weise, wie beide von der Wirklichkeit erfaßt werden — denn es handelt sich bei beiden nicht um ein Erfassen, sondern um ein Erfaßtwerden — dennoch eine verschiedene ist: der Prophet wird von der Wirklichkeit bis in die tiefsten Tiefen seines Wesens hinein, leidenschaftlicher, erschütternder erfaßt als der Metaphysiker und steht darum der Wirklichkeit auch leidenschaftlicher, impulsiver gegenüber als jener. Daher auch die Tatsache, daß der Prophet eben seine Erfahrungen in Bildern und Gleichnissen, die ihm aus der eigenen Ergriffenheit — dem Ergriffenwordensein — zuströmen, darstellen muß und gar nicht zu langwierigen Deduktionen greifen kann. Und weiter: eben weil der Prophet sich von der Wirklichkeit aufs stärkste ergriffen weiß, steht er ihr auch näher als der Metaphysiker, noch besser, er steht wirklich in ihr drin, während der Metaphysiker, der seine Eindrücke spekulativ zu durchdringen sucht, einen gewissen Abstand von der Wirklichkeit, die auf ihn eindringt, suchen muß: wir werden also von vornherein, gerade auch, was die Erkenntnis der Wirklichkeit anbetrifft, beim Propheten besser aufgehoben sein, als beim Metaphysiker: denn Wirklichkeit kann nur „erkannt" werden, indem sie uns selber persönlich ergreift. — Aber noch einmal: der Unterschied ist kein prinzipieller, sondern nur ein gradueller; denn auch der echte Metaphysiker wird in seinen Intuitionen von der Wirklichkeit sozusagen überrannt, und es gibt auch metaphysische Systeme, denen man deutlich noch dieses persönliche Ergriffenwordensein seines Urhebers anmerken kann und von denen darum auch persönliche Wirkungen ausgehen.

5. Die Wirklichkeitserkenntnis des Glaubens

Was wir bisher Intuition genannt haben, wird in der Sprache der christlichen Religion Glaube genannt. Glauben ist eben jenes Hereinbrechen der Wirklichkeit in unser Leben, der Wirklichkeit, die uns für sich fordert und zur „Entscheidung" zwingt. Der Mensch, der im „Glauben" steht, weiß sich einer Wirklichkeit ausgeliefert, über die er nicht verfügt, die ihn aber in ihren Dienst stellen will, einer Wirklichkeit, die er „Gott" nennt: ein Name, in dem das personalistische, zwingende, beanspruchende Wesen dieser Wirklichkeit ausgedrückt ist, im Gegensatz zum „Absoluten" des Metaphysikers, der damit dieselbe Wirklichkeit meint, ohne sie aber in ihrem fordernden Charakter zu erfassen.

Dieser Glaube, den der Mensch nicht aus sich selbst hat, sondern der ihm — darin sind sich alle großen religiösen Verkünder eins — geschenkt wird, bezieht sich in der Tat nicht „auf solche Wahrheiten und Ideale, die der Mensch in Besinnung auf sich selbst als auf ein selbständiges, aus sich selbst zu verstehendes Wesen gewinnt" — darin haben

Gogarten und die ihm nahestehenden Theologen zweifellos Recht — sondern dieser Glaube weiß sich in dauernder konkreter Berührung mit einer Wirklichkeit, die den Menschen beansprucht, mit der Wirklichkeit Gottes, der den Menschen beansprucht und zwar von den Mitmenschen her, an die wir gebunden sind und an denen wir schuldig werden, weil wir uns ihnen entziehen. „Aller wirkliche, d. h. die Wirklichkeit aufdeckende und erfassende Glaube ist so, daß sich der Mensch in ihm erkennt, so wie er in Wirklichkeit ist, und d. h. als schuldig." (Gogarten, Glaube und Wirklichkeit, Kunstwart, 1929, 2.) Das ist richtig. Wenn Gogarten allerdings im gleichen Aufsatz sagt:

> Glauben heißt sein Leben gläubig nehmen aus der Verbundenheit mit dem Andern, es nehmen als das, das seinen Sinn allein darin hat, daß es da ist um des Andern willen, mit dem man jeweils verbunden ist. ... Wir schulden ihm unser ganzes Sein, das wir von ihm haben und das wir ihm doch vorenthalten —

so ist das einer der bei diesem Theologen so beliebten Radikalismen, die der Wirklichkeit jedoch nicht stand halten. Glauben heißt sein Leben aus Gott nehmen. Gott aber ist auch der Schöpfer des Glaubenden, der sich von den Mitmenschen beansprucht weiß, zugleich aber die Mitmenschen beanspruchen darf. Es ist nicht wahr, daß unser Leben seinen Sinn allein darin hat, daß es da ist um des Andern willen, wir sind vielmehr zugleich auch für uns selbst da, da nämlich auch wir zur göttlichen Schöpfung gehören. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" Beides geht für das Evangelium ineinander. Gewiß kann die Nächstenliebe in einzelnen Fällen die Selbstaufopferung des eigenen Ich fordern; ein absoluter Anspruch des Nächsten auf mein Ich besteht jedoch nicht, dieser Anspruch hat vielmehr seine Schranken, nicht an meinem Recht auf mich selbst, sondern an meiner Pflicht, mein Ich in seiner gottgewollten Existenz zu erhalten und zu gestalten.

Damit soll durchaus nicht die Wahrheit, daß der Glaube die Wirklichkeit des Menschen als eine schuldverfallene aufdecke, erweicht werden. Die Schuld des Menschen besteht gerade darin, daß er keine wahre Selbstliebe, sondern nur Selbstsucht kennt, daß er nicht einmal sich selber, geschweige denn den Mitmenschen wirklich zu lieben im Stande ist.

Indem aber der Glaube die Wirklichkeit des Menschen als eine schuldverfallene aufdeckt, deckt er sie zugleich als eine gnadengetragene auf. Denn der Glaube enthüllt die Wirklichkeit des Menschen von Gott her und sieht in dem Gott, der unbedingte Liebe von uns fordert, selber den Liebenden, an seine Geschöpfe sich unbedingt Verschwendenden, d. h. den Barmherzigen und Gnädigen. So würde ich den Übergang vom ersten zum zweiten Artikel fassen, streng theozentrisch, nicht christozentrisch. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn weiß von einer Erlösungstat durch Gott zu reden, unabhängig von der besonderen Tat Christi. Nicht weil ich durch Christus erlöst bin, bekenne ich mich zur Wirklichkeit Gottes, sondern weil ich mich durch Gott erlöst weiß, bekenne ich mich zu Christus. Nur eine solche Theologie, die auf alle Sicherungen ihrer Position durch das erlösende Opfer Christi verzichtet, kann auch durch den Streit um Person und Werk Jesu nicht erschüttert werden, eine solche Theologie könnte selbst dann, wenn Drews mit seiner unsinnigen Bestreitung der geschichtlichen Existenz Jesu Recht hätte, nicht erschüttert werden. — Die Bedeutung der Gestalt des Christus für die Theologie kann nicht bestritten werden, aber primär haben es Theologie und Glaube mit Gott zu tun, zumal der Glaube, dem Gott die Augen dafür geöffnet hat, daß er auch auf anderen Sternen, in anderen Welten sein Reich baut und seine Geschöpfe liebt. Erst dieser Glaube, der sich frei gemacht hat von geozentrischer Enge, steht vor der Wirklichkeit.

Mit der Einsicht in den konkreten Entscheidungscharakter der Glaubens ist aber nur die eine Seite der im Glauben erfaßten Wirklichkeit gesehen.

Die andere Seite der im Glauben erfaßten Wirklichkeit ist die, daß Gott, der uns als fordernder und begnadigender Wille entgegentritt, zugleich in sich ruhendes Sein ist. Der Glaube kennt keinen werdenden, sich entwickelnden Gott. Der Christ ist dauernd im Werden, nicht aber Gott. Es gibt für Gott kein Werden, das nicht bereits in seinem in sich vollendeten Sein beschlossen wäre. Geschichte ist göttliche Gestaltung. Der Glaube weiß von einem sinnvollen Geschichtszusammenhang, obgleich ihm dieser Geschichtszusammenhang überhaupt nicht bekannt ist, er weiß dennoch darum, weil er Gott in der Geschichte schaffen sieht, und er handelt im Gehorsam gegen Gottes Forderung unbedingter Liebe in der Gewißheit, daß sein Handeln in aller Sinnlosigkeit und Schuldverfallenheit sich dennoch einem göttlichen Sinnzusammenhang einfügt, mag dieser Sinnzusammenhang auch einer ganz anderen Ebene angehören, als der Glaube jemals fassen kann. Hierüber kann der Glaube nichts sagen: hier öffnet sich der Spekulation ein weites Feld, das aber mit allen Gefahren und dem ganzen Wagnischarakter spekulativen Denkens belastet ist. — Das eben Gesagte bedeutet keine Entwertung der Geschichte, im Gegenteil, Geschichte gibt es nur unter der Voraussetzung eines Sinnzusammenhangs.

Indem der Glaube sich vor die Wirklichkeit Gottes gestellt sieht, weiß er um eine letzte Einheit von Gottesgeist und Menschengeist. Er würde ja gar nicht in der Wirklichkeit stehen, wenn er um diese letzte Einheit nicht wüßte. Das Wort Gottes kann nur gehört werden von einem, der zum Hören geschaffen ist. Sprechen und gehört werden setzt eine Einheit von Sprecher und Hörer voraus. Das eben sagt die Lehre vom Heiligen Geist.

Die Antithese: Entweder Wahrheit-zeitloses System oder Wahrheit-zeitliche Tat ist unzutreffend. Gott ist zeitlose Vollendung und in der Zeit schaffender Wille zugleich. Die Annahme einer letzten Einheit des menschlichen Geistes mit dem göttlichen Geist schließt den „gegenwartsgeschichtlichen Charakter der Wirklichkeit" nicht aus, wie ja gerade der Glaube zeigt, in dem wir das konkrete Wort Gottes hören, aber als Hörende uns zugleich der Gemeinschaft mit dem Sprecher gewürdigt wissen, und Gemeinschaft setzt immer letzte Einheit voraus.

6. Die Wahrheit der Glaubenserkenntnis

Noch eine Frage zum Schluß: Wenn wir, weit davon entfernt, einer radikalen Trennung von Theologie und Metaphysik das Wort zu reden, sogar soweit gingen, auch die großen metaphysischen Systeme auf „Intuition", und das heißt auf „Glauben" zurückzuführen, wo liegt da das Kriterium für die Wahrheit des Glaubens? Sie behaupten doch alle, die großen Propheten wie die großen Metaphysiker, Jesus wie Buddha, Eckhart wie Kierkegaard, Spinoza wie Schopenhauer, Leibniz wie Hegel, uns vor die „Wirklichkeit" zu stellen! Haben wir nicht dadurch, daß wir ihnen allen eine bestimmte „Glaubenshaltung" zugestanden, die Frage nach der Wahrheit des Glaubens noch weiter kompliziert?

Indessen, unsere Lage ist nicht schwieriger als z. B. die jedes „rechtgläubigen" Theologen, der seine eigene Glaubenshaltung als wahr, d. h. als von der Wirklichkeit erfaßt und die Wirklichkeit erfassend, jede andere Glaubenshaltung als „Lüge" bezeichnet. Er mag das immerhin tun, er wird aber immer erleben müssen, daß ihm seine Stellungnahme von Anderen aus deren Glauben heraus energisch bestritten wird.

Es gibt überhaupt kein von außen kommendes Kriterium für die Wahrheit des Glaubens. Eben weil Glaube Wirklichkeitserfahrung ist, trägt er seine Gewißheit in sich selbst. Wirklichkeit läßt sich nicht begründen, sie wird gesehen oder sie wird nicht gesehen, sie wird erfahren oder sie wird nicht erfahren.

Wir sind gewiß, daß uns der christliche Glaube vor die Wirklichkeit stellt, und wir sagen von den Anderen nicht, daß sie in der Lüge leben, sondern daß sie — in den allerverschiedensten Abstufungen — nicht klar sehen. Sofern sie nur glauben, sehen sie alle zum mindesten Bruchstücke des Wirklichen. Daß unser Glaube volle Wirklichkeitserfahrung ist, können wir Niemandem „beweisen", er muß von dieser Wirklichkeit selber ergriffen werden. Wir können höchstens an die Bruchstücke der Wirklichkeit, die auch der Andere sieht, anknüpfen und ihn darüber hinaus zu führen suchen. Auf derartiger Anknüpfung beruht die Möglichkeit der Mission, die ja auch nicht die Wirklichkeit, wie sie sich dem Christen erschlossen hat, „beweisen" kann, sondern warten muß, bis Gott selbst sich Zugang verschafft. Im Übrigen ergibt sich bei näherem Zusehen, daß die Zahl der der Wirklichkeit gegenüber möglichen Glaubenshaltungen eine beschränkte ist. Es ist sogar denkbar, daß mehrere metaphysische Systeme zusammengenommen der christlichen Glaubenshaltung entsprechen, und daß eine solche Zusammenfassung für uns nur deshalb nicht möglich ist, weil unserem begrifflich-spekulativen Denken Grenzen gezogen sind und dieses nicht imstande ist, über Teilansichten der Wirklichkeit hinaus zu einer die Einzelansichten zusammenfassenden und ihre Gegensätze aufhebenden Schau zu gelangen.

Ja, wir können noch weiter gehen und sagen, daß schon jetzt deutlich wird, daß es im Grunde nur zwei Einstellungsmöglichkeiten zur Wirklichkeit sein werden, die den Kampf um ihre Wahrheit führen werden, die christliche und die buddhistische, und daß alle anderen Glaubenshaltungen als Teilansichten entweder unter die christliche oder unter die buddhistische Einstellung zur Wirklichkeit fallen werden. Welcher von beiden der Sieg gehören wird, kann für uns als Christen nicht zweifelhaft sein. Aber auch der christliche Sieg wird nicht durch „Wahrheitsbeweise" erfochten werden, sondern durch die Selbstbezeugung Gottes, der, wenn seine Stunde gekommen ist, auch die jetzt noch nicht Sehenden vor seine Wirklichkeit stellen wird. Warum er sich den Menschen verbirgt, das ist sein Geheimnis, genau so wie dies, warum er seine Welt durch die Sünde und durch das Leid hindurchgehen läßt.

Bremerhaven Ernst Walter Schmidt

Die Entwicklung der Religionsdelikte in den Entwürfen zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch

1

Trotz der Unterbrechung in den parlamentarischen Arbeiten, die uns dieser Sommer bescherte, können wir die Grundlinien für die Weiterentwicklung unseres Strafgesetzbuches als festgelegt ansehen. Was Wissenschaft und Gesetzgebungsarbeit geleistet haben, besonders auch die Beratungen im Reichstagsausschuß zeigen deutlich, was wir erwarten dürfen. Ich glaube, das gilt auch für die Fragen, bei denen religiöse Einstellung oder sonstige Weltanschauung die Menschen tief bewegt, so auch für die Vergehen, die sich nach dem heutigen Ausdruck auf die Religion beziehen. Freilich fiel hier in den Ausschußberatungen bei einer nicht einmal sehr wichtigen Frage von sehr einflußreicher Seite das Wort, daß von dem Ja oder Nein das Schicksal des ganzen Entwurfs abhängen könne. Das beweist die innere Leidenschaft, mit der gekämpft wurde. Die erste Lesung im Reichstagsausschuß fällt in die 39. bis 43. 59. und 60. Sitzung im Februar und April 1929, die zweite Lesung in die 139. und 140. Sitzung im Mai 1930.

Erst am 27. Mai 1930 einigte man sich für den wichtigsten Tatbestand, die Beschimpfung einer Religionsgesellschaft im § 180 auf einen Kompromiß. Die übrigen Tatbestände der §§ 181—183 bereiteten weniger Schwierigkeiten. Aber für den wissenschaftlich arbeitenden Juristen ist es ein eigenes Ding zu beobachten, nach welchen Gesichtspunkten hier die Vertreter der verschiedenen Parteien die Tatbestände und ihre Fassung behandeln. Jeder will ein anderes Rechtsgut schützen: die Religion als solche, das religiöse Gefühl des Einzelnen, die Religionsgesellschaft selbst oder nur den äußeren Frieden zwischen den Religionsgemeinschaften. Der Entwurf ging unter Anrufen der Artikel 135 und 137 der Reichsverfassung offenbar vom Gedanken der Wahrung des religiösen Friedens aus, wie das schon alle Entwürfe seit 1913 getan haben. Wenn er aber im § 180 eine Beschimpfung verfolgt, „die geeignet ist, das Empfinden ihrer Angehörigen zu verletzen", so erinnert das sehr an den Schutz des religiösen Gefühls, der bei der Störung der Totenruhe in § 183 ganz offenbar allein wesentlich ist; auch bei der Störung des Gottesdienstes oder einer Bestattungsfeier denkt man eher an die Verletzung fremder Gefühle, wobei noch zu bemerken ist, daß Bestattungsfeier, Leiche und Grab heute und nach dem Entwurf unabhängig von Religion allgemeine Kulturgüter darstellen. Die Ausschußfassung hat an diesen Zweifeln nichts geändert, ja sie verstärkt; sie verlangt in § 180 ein Beschimpfen „in gemeiner Weise", was viel mehr auf eine Verletzung des Gegners schließen läßt als auf eine Störung des äußeren Friedens; und sie verlangt zur Verfolgung der Beschimpfung die Zustimmung der beteiligten Religionsgesellschaft, was wieder wenig zu dem äußeren Religionsfrieden und mehr zu dem zu schützenden Gefühl paßt.

Solche Fragen, die für den wissenschaftlich arbeitenden Juristen an erster Stelle stehen, wenn er Klarheit über einen Tatbestand haben will, wurden gar nicht erörtert. Es ist aber kein Zweifel, daß der spätere Richter, der keinen klaren Grundgedanken findet, sich den ihm im Einzelfall passenden aussucht, so daß eine klare einheitliche Linie der Rechtsprechung nicht zu erkennen sein wird. Besonders da der Gedanke der Friedenswahrung nur in der Abschnittüberschrift deutlich zu finden ist, sonst aber mehr das Gefühl als Schutzobjekt erscheint, wird in jedem Fall die Frage, ob dies verletzt ist oder verletzt werden konnte, die Hauptrolle spielen, d. h. es kommt auf die Empfindlichkeit der beteiligten Religionsvertreter und des Richters selbst an! Das ist die große Gefahr besonders des Tatbestandes der Beschimpfung, die vor Anderen Thümmel vorhersah, die ihn zu einer Ablehnung schon des jetzigen § 166, noch viel mehr aber des neuen § 180 des Entwurfs veranlaßte; er hätte auch die Ausschußfassung abgelehnt, wenn er sie noch gekannt hätte*). Im Ausschuß wurden zwar mehrfach Fälle angeführt, um Argumente gegen den Tatbestand der Beschimpfung zu geben; aber man empfindet doch, daß kaum einer der Redner die reiche Literatur zu den Fragen studiert hat, die z. B. Thümmel vortrefflich verarbeitet, so daß immer nur das allgemeine staatsbürgerliche Verständnis zum Ausdruck kam; so ist es zu verstehen, daß der einzige in der Frage wirklich sachkundige Kahl im Wesentlichen den Ausschlag gab**). Der Entwurf spiegelt seine Auffassung wider.

2

Der vornehmlich zu betrachtende Tatbestand der Beschimpfung einer Religionsgesellschaft hat verschiedene Wandlungen durchgemacht. Die Entwürfe

*) W. Thümmel, Der Religionsschutz durch das Strafrecht, § 166 des Strafgesetzbuches. Zweite Auflage, Jena, Fromannsche Buchdruckerei 1927 (Neudruck der ersten Auflage von 1906), und: Das neue Strafgesetzbuch und die Religionsvergehen, Tübingen, Mohr, 1927, eine vortreffliche Besprechung des Entwurfs.

**) W. Kahl in der Vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts. Besonderer Teil Bd. 3, 1906. S. 1; sodann in der Festschrift für H. Brunner, 1914, und endlich in der Festgabe für R. v. Frank, 1930 Bd. 2, wo er den Gang der Ausschußberatungen darstellt.

1909 und 1913 lassen noch den jetzigen § 166 durchscheinen. 1919 aber heißt es:

Wer die Angehörigen einer im Reich bestehenden Religionsgesellschaft in ihrem religiösen Empfinden öffentlich durch rohe Gotteslästerung oder durch rohe Beschimpfung der Religionsgesellschaft verletzt. ...

Der Entwurf 1927 sagt:

Wer öffentlich eine im Reich bestehende Religionsgesellschaft, ihren Glauben, ihre Einrichtungen oder ihre Gebräuche in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, das Empfinden ihrer Angehörigen zu verletzen, wird ...

Und die Ausschußfassung lautet:

Wer öffentlich eine im Reich bestehende Religionsgesellschaft, des öffentlichen Rechts in gemeiner Weise beschimpft, ... — Die Tat wird nur mit Zustimmung der beteiligten Religionsgesellschaft verfolgt.

Das ist nun der maßgebende Text. Es ist scheinbar wenig übrig geblieben und verkehrter Verfolgung scheinbar ein Riegel vorgeschoben; aber in Wahrheit ist am heutigen Zustand wenig geändert, und die Gefahr der Verfolgung durchaus ernster sittlich einwandfreier Meinungsäußerungen liegt danach so nahe wie heute. Wenn man die Verhandlungen des Ausschusses und ihr Ergebnis sich ansieht, kommt man leicht zu dem Schluß, den Thümmel und eine ganze Reihe namhafter Theologen und Juristen gezogen haben: Religionsstreitigkeiten können nicht durch den Strafrichter geschlichtet werden; für rüpelhafte Angriffe hat das Strafrecht auch sonst schon Waffen; Prozesse um diesen Tatbestand schaden der Religion meist mehr, als daß sie ihr oder dem religiösen Frieden nützen*). Sozialdemokraten und Kommunisten wünschten aus diesen Gründen die Streichung des Tatbestands. Aber so sehr auch ich annehme, daß die Religionsgesellschaften, besonders die evangelischen, durch den Fortfall des Tatbestandes nicht geschädigt werden, daß umgekehrt sie wie Wissenschaft und Kunst dadurch nur gewinnen, glaube ich doch, daß das Festhalten an überlieferten Normen einen solchen Fortschritt heute noch nicht zuläßt. Darum müssen wir den neuen Tatbestand näher kennen lernen.

3

Sehen wir vom Schutzobjekt — religiöses Gefühl oder religiöser Frieden — ab, so ist Angriffsobjekt nur eine irgendwo im Reich als öffentlichrechtliche anerkannte Religionsgesellschaft. Vom Standpunkt des Friedens ist diese viel umstrittene Einschränkung berechtigt; denn nur diese großen Gemeinschaften spielen eine so bedeutende Rolle im öffentlichen Leben, daß Angriffe auf sie ernstlich den Frieden stören können. Ihre Nennung spricht also dafür, daß es auf die Friedensstörung ankommen soll. Sollte das Gefühl geschützt werden, dann wäre die Beschränkung eine unberechtigte Bevorzugung. Aber sie wäre auch dann noch praktisch verständlich. Denn nur bei ihnen ist eine feste religiöse Anschauung erkennbar. Die nichtöffentlichen Religionsgesellschaften, also vielfach Sekten, haben oft eine schwer erkennbare oder schwer verständliche Anschauung; sollte der Richter sie schützen, wäre er oft vor kaum lösbare Aufgaben gestellt. Noch mehr gilt das für nichtreligiöse Weltanschauungen. Ich gebe ohne Weiteres zu, daß, wenn man einmal das Gefühl schützen will, vor den Gefühlen einer Weltanschauungsgemeinschaft nicht Halt gemacht werden darf. Insofern war der — unveröffentlichte — Entwurf Radbruch von 1922 folgerichtig, indem er den Religionsgesellschaften im Schutz gegen Beschimpfungen gleichstellte „Vereinigungen, die sich die gemeinsame Pflege einer Weltanschauung zur Aufgabe machen, soweit sie Körperschaften des öffentlichen Rechts sind". Auch sie können eine Rolle spielen, die für den allgemeinen Frieden in Betracht kommt; bei ihnen kann die beschimpfte Anschauung auch unschwer festgestellt werden. Es ist sehr zu bedauern, daß dieser Gedanke nicht entschieden genug im Ausschuß vertreten und daß er aus dem formalen Grund auch von Kahl bekämpft wurde, daß es sich hier nicht mehr um den „religiösen" Frieden handle. Mit Recht wurde hier nur der kommunistische Antrag abgelehnt, Freidenker gegen wirtschaftliche Nachteile zu schützen; er hat mit der ganzen hier behandelten Frage nichts zu tun.

Geschützt gegen Beschimpfung sind nur die Religionsgesellschaften als solche; neben ihnen sind nicht mehr genannt ihr Glaube, und vor allem nicht ihre Einrichtungen und Gebräuche, die auffallenderweise erst der Entwurf 1927 wieder eingestellt hatte. Bei ihnen war das Bedenken bekanntlich immer schon stark; mit ihren vielen äußeren Symbolen, Einrichtungen und Gebräuchen ist die katholische Kirche viel eher Angriffen ausgesetzt als jede evangelische, so daß Thümmel mit Recht von einer Ungleichheit der Behandlung sprechen kann. Wegen der großen Schwierigkeiten in der Feststellung des Gottesbegriffes und der Gotteslästerung wurde dieser Tatbestand gegen den Widerspruch besonders aus dem Zentrum weggelassen; ähnliche Schwierigkeiten bestehen bekanntlich für den Glauben, die Einrichtungen und Gebräuche. Leider aber ist durch das Weglassen dieser Objekte der Beschimpfung nichts gebessert. Leider konnte Kahl darauf hinweisen, daß stets mit dem Begriff der „mittelbaren" Beschimpfung zu helfen sei. Mit vollem Recht hat schon Thümmel gesagt, daß damit das Übel nur noch vergrößert wird; während heute nach der Rechtsprechung doch nur die Beschimpfung der Einrichtungen und Gebräuche als einer grundsätzlichen Einrichtung, in ihrer Grundidee, nicht aber der einzelnen konkreten praktischen Ausübung strafbar ist (— übrigens eine nur höherer juristischer Einsicht völlig klare Unterscheidung —), kann nach der neuen Fassung die Religionsgesellschaft sich stets beschimpft fühlen, wenn Jemand auch nur die einzelne konkrete Tätigkeit angreift, also z. B. sich über eine bestimmte Prozession äußert.

Das Beschimpfen ist beibehalten; man konnte sagen, daß die Rechtsprechung den Begriff ja schon klar umschrieben habe. Aber hier wie bei dem ganzen Tatbestand zeigt sich, daß theoretisch abstrakte Feststellung nicht viel hilft, daß im praktischen Einzelfall doch die auffallendsten Sprüche herauskommen können. Auch das hat Thümmel nachgewiesen und kann man immer wieder beobachten. Eben deswegen wollte man auch das Beschimpfen noch einschränken und fügte ihm hinzu: böswillig, roh, absichtlich, geeignet das Empfinden zu verletzen, oder nun endlich „in gemeiner Weise". Alle diese Zusätze sind gut gemeint; sie wollen die berechtigte freie Meinungsäußerung schützen. Da jedoch die subjektiv gefaßten Zusätze als zu eng und schwer erweislich abgelehnt wurden, einigte sich der Ausschuß auf die letzte objektive Fassung. Ich fürchte nur, daß damit nichts geholfen ist; denn wer bestimmt, ob eine Beschimpfung objektiv gemein ist? Doch in erster Linie der Angegriffene; vielleicht hat der Angreifer scharf aber nicht gemein vorgehen wollen. Das Beispiel des Künstlers George Grosz ist hier lehrreich: man kann sich je nach subjektiver Einstellung so oder so entscheiden; objektiv ist hier nichts; und wir stehen wieder vor einer nicht lösbaren Unsicherheit. In der ganzen Frage stehen sich zwei an sich berechtigte Interessen gegenüber, von denen eines oder beide nachgeben müssen. Nach meiner und vieler Anderer Auffassung sind gerichtliche Streitereien darüber selten von Vorteil für die eine und andere Seite. Und so sehe ich auch hier ein praktisch schweres Hemmnis für die Beibehaltung des ganzen Tatbestandes. Will man aber den Tatbestand doch beibehalten, dann würde der Zusatz „ab-

*) Besonders zu vergleichen Beling, Die Beschimpfung von Religionsgesellschaften usw., Festgabe für Felix Dahn, Bd. 3, Breslau 1905. Kohlrausch, Die Beschimpfung von Religionsgesellschaften, Tübingen 1908.

sichtlich" doch noch der beste sein, da es für die Strafe wesentlich auf Charakter und Schuld des Täters ankommt.

Verlangt man für die Verfolgung Strafantrag oder auch nur die Zustimmung der beteiligten Gemeinschaft, dann sieht der Tatbestand sehr nach Gefühlsverletzung aus, und nur wenn das gemeint ist, hat die Bestimmung Berechtigung. Dann aber muß entschieden ein positiver Strafantrag gefordert werden; man lehnte das ab, da er die Religionsgemeinschaft zu stark mit dem Odium der Verfolgung belaste, und wählte das Geringere der einfachen Zustimmung zur Verfolgung. Ich kann dem nicht folgen; praktisch wird Niemand zwischen Antrag und Zustimmung unterscheiden; und wenn es nun doch auf das gekränkte Gefühl ankommen soll, muß die Religionsgesellschaft den Mut und die Kraft haben, das zu bekennen. Ist aber die Friedensstörung das maßgebende Moment, und das soll es doch nach Entwurf und Ausschuß sein, dann hat allein der Richter zu bestimmen, ob der Friede so gestört ist, daß er einschreiten muß.

Ich verstehe nicht, warum man nicht offen im Gesetz das sagen soll, worauf es ankommt: wenn doch die Friedensstörung den Ausschlag gibt, dann heißt es am einfachsten, daß Strafbarkeit nur vorliegt, wenn der religiöse Friede gefährdet ist. Da das sich äußerlich zeigen muß, kann das auch der Richter feststellen. Damit allein wäre Klarheit geschaffen; dies Risiko soll Jeder, der sich auf den Streit gegen religiöse Anschauungen einläßt, auf sich nehmen. Aber ich bemerke, daß hier wie überhaupt bei allen im Strafrecht maßgeblichen Folgen nur die unberechtigte Störung in Betracht kommt. Die Störung des augenblicklichen Friedens kann sehr wohl berechtigt, heilsam sein; dann ist Strafe nicht im Recht begründet. — Mit diesem Zusatz allein kann ich mich mit dem Tatbestand einverstanden erklären. Sonst sollen die Bestimmungen über Beleidigung den nötigen Schutz gewähren, Streitigkeiten des Geistes aber mit geistigen Waffen ausgefochten werden.

4

Die andern Tatbestände haben erheblich geringere Schwierigkeiten bereitet. Getrennt sind Verhinderung oder Störung des Gottesdienstes und die einer Bestattungsfeier (nicht nur einer kirchlichen!), und wieder unter sich Verhinderung und die geringere Störung. Bei dieser zweiten Art der Verletzung heißt es im Entwurf und in der letzten Fassung, daß sie „absichtlich" geschehen sein müsse. Die Einschränkung ist berechtigt, besonders bei dem weiten Begriff der Bestattungsfeier und da dem Gottesdienst alle gottesdienstlichen Handlungen gleichgestellt sind, also Waldgottesdienste, Segnungen, Prozessionen, letzte Ölung. Die Möglichkeit, daß sich berechtigte religiöse Interessen und ebenso berechtigte Interessen des Verkehrs gegenseitig stören, liegt zu nahe. Aber auch diese Beschränkung war lebhaft umstritten; die Abmilderung in „wissentlich" wurde nicht angenommen. Bei der Störung der Totenruhe stehen jetzt Wegnahme eines Leichnams oder von Teilen desselben oder der Asche und beschimpfender Unfug an jeder Beisetzungsstätte und auch an dem Leichnam oder der Asche selbst hier nebeneinander. Endlich stehen noch Sachbeschädigung am Grab, einer andern Beisetzungsstätte oder einem Grabmal, sowie an Gegenständen religiöser Verehrung oder die dem Gottesdienst gewidmet sind, und der erschwerte Diebstahl an solchen Gegenständen in §§ 327 und 329 selbständig, gegen heute etwas erweitert.

Ich bemerke noch, daß die Österreicher in den gemeinsamen deutsch-österreichischen Parlaments-Konferenzen die deutsche Fassung im Wesentlichen angenommen haben, obwohl ihr Gesetz und ihre früheren Entwürfe erheblich weiter gingen. Der österreichische Generalprokurator Höpler läßt in der kritischen Darstellung von Aschrott und Kohlrausch „Reform des Strafrechts" 1926, S. 268 ff. deutlich erkennen, daß die Österreicher hier ganz einfach eine Beleidigung erblicken.

Dagegen ordnet der schweizerische Strafgesetzentwurf die Störung der Glaubens- und Kultusfreiheit und des Totenfriedens bei den Vergehen gegen den öffentlichen Frieden ein, sagt aber in Art. 227 doch auch: „Wer öffentlich und in gemeiner Weise die Überzeugung Anderer in Glaubenssachen verspottet ...". Verhinderung des Gottesdienstes ist als Sonderdelikt unbekannt, wohl aber Störung, Verspottung, Verunehrung. Ganz anders ordnet der tschechoslowakische Entwurf 1926 die Delikte; sie stehen als Störung des religiösen Friedens bei den Handlungen gegen den allgemeinen Frieden. § 220 nennt hier Gewalttätigkeiten und gewaltsame Störung und dann heißt es:

> Wer den allgemeinen Frieden dadurch gefährdet, daß er öffentlich ... aufreizt, unwahre Tatsachen verbreitet ..., die Lehre, Einrichtungen, Gewohnheiten oder Gegenstände der Verehrung eines Religionsbekenntnisses in roher Weise öffentlich lächerlich macht oder der öffentlichen Verachtung preisgibt.

Es zeigt sich aus all dem, daß eine brauchbare Fassung der die Religion betreffenden Delikte fast unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet. Und ob praktisch mit den Strafen auf diesem Gebiete viel erreicht wird, ist recht fraglich*).

Gießen Wolfgang Mittermaier

*) Die deutschen Entwürfe zu einem neuen Strafgesetzbuch haben alle auch Begründungen, die auffallenderweise trotz mancherlei Veränderungen in den Gesetzesfassungen viel gleichlautende Sätze haben. — Kritische Äußerungen von juristischer Seite zu den Entwürfen sind noch die von Naß, Deutsche Strafrechtszeitung 8, 1921, S. 353, und von Schlicht, Archiv für Strafrecht 73, 1929, S. 161.

In Brahma's Tempel

Dumpfes verhaltenes Brausen der wieder steigenden Flut dringt über den weißen Strand vom dunkel blauenden Meere herüber. Die Sonne hebt sich schnell über den haarscharf gezogenen Horizont. Eine feine kühle Brise bewegt die Wedel der Palmen, und das junge Licht vertreibt die Schatten unter den breitästigen Banyanenbäumen. Auf niedriger Basis von grünlichem Stein eine nach allen Seiten offene Tempelhalle. Vier Säulen-Zeilen tragen das flache Dach. Am Ende unter einer kleinen Kuppel das Sanctum, die Cella, deren Türen sich gegen die Halle öffnen. Schlanke braune Gestalten kommen von verschiedenen Seiten, legen nach Betreten des heiligen Bezirkes die Schuhe ab, waschen Hände und Füße, steigen zur Halle hinauf und setzen sich nieder auf den Matten des Bodens. Der Priester, gefolgt von einem jungen Akoluthen, tritt aus der Cella. Der Morgendienst Brahmans beginnt.

Ein feierlicher und seltsam ergreifender, dramatisch bewegter Kult vollzieht sich vor unsern Augen und Ohren, im alten heiligen Sanskrit. Hymnen, die über 3000 Jahre alt sind, mischen sich mit Zeremonien, die vielleicht noch älter sind. Uralte arische Frühzeit, in eins gewirkt mit späterer Mythologie und Theologie, wird unmittelbar gegenwärtig. Wie ein kunstvoll gedichtetes Mysterienspiel will das Ganze anmuten. Zugleich meldet sich moderne Regung und Erneuerung. Sie zeigt sich in gewissen Verkürzungen traditioneller Stoffe und Formen und in dem an ein beabsichtigtes Kunstwerk gemahnenden Aufbau, und besonders daran, daß hier eine Versammlung von Laien zugelassen ist, am brahmanischen Officium sich aktiv in Response, Rezitation und Gestus zu beteiligen. Dies ist zweifellos ein Einfluß christlicher Gemeindefeier. Dennoch ist Geist, Gebet, Meditation, Zeremonie, das ganze Material echtes altindisches Gut, entnommen den täglichen Andachten des brahmanischen Haus- und Tempel-Kultes. Wie in diesem das alte naive Gut ältester

Veden bewahrt ist und zugleich hinaufgehoben ist in den Bereich späterer höherer Religion, so auch hier.

Wahrhaft meisterhaft ist die Art der Seelenführung und die Anlage des Ganzen.

Durch Meditation wird zuerst der irdische Tempel erweitert zum Weltenraum. Dann richtet sich die Andacht zunächst auf die Vielzahl der alten vedischen „Götter“ [1]). Aber auf der Höhe der Handlung sinkt leise dieser Schleier. Hinter der Vielzahl himmlischer Einzelwesen tritt das uralte einige ewige Brahman hervor. In mystischer Einigung versinkt nun in ihm die Vielheit der Kreatur und das eigene empirische Einzel-ich im zentralen Erlebnis alter Upanishaden-Mystik. Leise hebt sich der Schleier dann wieder zur Hälfte. Nicht die Vielzahl der „Götter“ kehrt zurück. Aber das ewige undefinierbare, überpersönliche Brahman kleidet sich nun in die Gestalt des einigen Schöpfergottes persönlicher Art, unter seinem Doppelaspekte als Vishnu, der Alldurchdringende, und Sadashiva, der allzeit Heilvolle. Und persönliche Bitte, Lobpreis und Segenswunsch leiten aus der Welt der Mystik zurück ins Gebiet personaler „Bhakti-Religion“.

Zuletzt wird dann der zum All erweiterte Tempel wieder, was er war: nämlich dieses Einzelding aus Halle und Dach. Die in ihn gebannten Weltenräume „werden entlassen“, und damit die Versammlung selber, unter Segenswünschen und Schlußgebeten.

Besser als Bücher und Texte läßt solcher Kult fühlen, was der Geist dieser uns so fremden und so andern Art von Erlebnis des Transzendenten sei.

Zweifellos hatten einst die hier vorkommenden alten vedischen Hymnen einen viel schlichteren und derberen Sinn, als man ihnen unter dem Einflusse der höheren Brahman-Spekulation seit Jahrhunderten und auch hier gibt. Ich übertrage sie natürlich so, wie sie heute vom frommen Hindu gemeint sind und wie sie von dieser Kultgemeinde heute gedeutet werden.

Andacht der Morgenfrühe

I. Die einleitende innere Reinigung, Herbeiruf der Gottheiten und Exorzismus.

Der Priester, ein Brahmane in weißer Toga, steht neben dem Tisch der geöffneten Cella. Auf dem Tische Blumen und an Stelle des Gottesbildes eine hell flammende Lampe. Dem Priester gegenüber ein Akoluth, auch in weißem Gewande.

Stille Meditation.

Der Akoluth tritt aus der Tür der Cella und gießt allen Anwesenden einige Tropfen Wasser in die geöffnete Hand. Gemeinsame, psalmodierende Rezitation:

OM! Haris! [2]) OM! Rein oder unrein oder wie sonst — wer immer gedenkt des Lotosäugigen [3]), der ist alsbald rein, außen wie innen.

OM! — Der Sonnenherr, Manyus und die Manyu-Herrn sollen mich erretten von allem Übel, vollbracht durch mein Gemüt in der verwichenen Nacht. Was immer ich in dieser Nacht Übles getan haben möge durch Gedanke, Wort oder Hände, Füße, Leib und Glied, das möge die verflossene Nacht mit sich fortnehmen. Wie immer von mir fehlgegangen sein mag, das und mich selbst schütte ich in die (eben aufgehende) Sonne, den Quell der Unsterblichkeit, in das neue Licht. — Svaha [4]).

Alle trinken das Wasser in ihren Händen. In der Cella erklingt die Glocke, um den Gott zu rufen.

Priester:

OM! Auf daß die Götter kommen, die Dämonen entweichen, Lasse ich die Glocken ertönen, als Signal des Herbeirufes der Gottheit.

Von dannen weichen sollen die üblen Geister, die in der Erde hausen.

Sie, die dem frommen Dienste Hindernis bereiten, sollen von dannen gehen, auf Sivas Geheiß.

Weichen mögen alle Gespenster der Nacht, und die bösen Teufel sollen sich zerstreuen nach allen Seiten,

Auf daß ich, von Niemandem gehindert, das Brahman-Werk beginnen möge.

II. Geistige Erweiterung des Tempels zum Kosmos.

Priester:

OM! Erde, Luftraum, Himmelsraum seien hier gegenwärtig!

III. Inzensierung.

Priester entzündet den Weihrauch und rezitiert aus dem Rigveda:

OM! Mit der Reinigung, mit der die Himmlischen sich selbst reinigen immerdar, mögen mich tausendfach reinigen die heiligen Hymnen. Hundertfach, köstlich ist die Reinigung, die vom Schöpfergott ausgeht. Mit ihr wollen wir Brahman-Kenner das ewig reine Brahman uns klären. Indra mit guter Führung reinige mich, Soma mit Heil, Varuna mit Rechtheit. Yama der König mit Todesgewalt reinige mich. Agni mit Lebenskraft reinige mich.

Der Priester tritt vor die Cella und zeigt das Weihrauchgefäß. Alle singen den uralten und hochheiligen Gayatri-Hymnus:

OM! die Erde. — OM! der Luftraum. — OM! der Himmelsraum.

Alle Weltsphären werden angerufen.

Dieses liebenswerte Licht des Antreibers, des Gottes lasset uns sinnen. Er wolle unser Sinnen (in Gebet und Meditation) fördern. OM! Ihr Wasser, Licht, Lebenssaft, Ambrosia, Brahman, Erde, Luftraum, Himmel. Ihr alle seid hierhergerufen.

IV. Die Anrufung der einzelnen Gottheiten, zuerst an Agni, das heilige Feuer als Form des höchsten Gottes.

Der Priester tritt in die Cella und entzündet in einem Becken ein Feuer.

Dieser Gott weilt in allen Weiten, ist vor ihnen und nach ihnen,
Er ist eher gewesen (denn alles). Er weilt selbst in der Leibesfrucht.
Er ist immer in mannigfaltigem Werden, er wird immerdar geboren werden.
Ganz inwärts gewandt hat er doch sein Angesicht nach allen Seiten.

Meditation über das Allenthalben und das Allezeit des Gottes. Priester legt etwas Brennstoff in das Feuer:

OM! Agni Svaha! Agni gehört dieses, nicht mir.
OM! Der Sonne Svaha! Ihm gehört dieses, nicht mir.
OM! Dem Schöpfergotte Svaha! Ihm gehört dieses, nicht mir.
OM! O Agni, führe uns gute Pfade zum Gelingen, der du alle Vorhaben kennst. Verhüte, daß wir zu Fehlern irregehen. Reichsten Lobpreis wollen wir dir bringen. (Rigveda 1, 189, 1).

Anrufung an Mitra.

Dem Mitra, dem Erhalter der Geschöpfe, dem Gotte, sei Lobpreis,
Reich an Erfolg, wahrer, und aller Ehren reicher.
Mitra, der wissende, leitet die Geschöpfe, Mitra hält Erde und Himmel fest.
Mitra wacht über die Menschen und seine Augen schließen sich nicht.
Ihm, dem wahrhaftigen, wollen wir ein Opfer mit Butterguß bringen.
O Mitra, möge der Sterbliche die Fülle haben, der dir dient, o Aditya, mit treuem Gelübde.
Nicht wird geschlagen, nicht wird bezwungen, wer von dir geschützt ist,
Nicht trifft ihn von nah oder fern Verfehlung.

Das heilige Feuer wird in einem Becken zu Allen getragen. Alle berühren es leicht mit dem Mittelfinger und berühren dann mit diesem ihre Glieder.

Der Priester: Rigveda, 4, 39, 6.

OM! Dadhikravan zu Ehren tat ich solches, des siegenden Rosses, des raschen.
Süß redend mache er unsere Lippen, unser Leben verlängere er.

Dadhikrava wird hier als Symbol der lebenspendenden Sonne gefaßt. Der Priester gießt Wasser in ein Gefäß.

Anrufung des Wasser-Elements und seiner Gottheit.

OM! O ihr Wasser, seid Segensquellen. Sie mögen uns in Kraft erhalten, große Lust zu schauen.

Gebt uns Anteil wie liebevolle Mütter an euerer höchst heilvollen Wesenselssenz.

Eilend kommen wir zu euch, um befreit zu werden (von der Befleckung), deren Tilgung ihr bewirkt. — Gebt uns, o Wasser, Kraft der Zeugung.

Das Wasser im Gefäß wird hier konsekriert.

Anrufung an Varuna.

Der Priester:

OM! O Varuna, diese meine Anrufung höre, und gib mir am heutigen Tage Glück.
Hilfebegehrend rufe ich dich an.
Was immer wir Tag für Tag von deinen Geboten verletzen, wie gemeines Volk,
Was immer wir Sterblichen gegen das Geschlecht der Götter sündigen,
Was wir unverständig von deinen Gesetzen übertreten,
Strafe uns solcher Verfehlung wegen nicht.

Rezitation:

Möge der fünffache Lebenshauch in mir gereinigt sein. Licht bin ich von Natur. So möge ich flecken- und fehllos sein.

Mögen die fünf Elemente in mir, und ihre fünf Qualitäten, möge mein Geist, Rede, Leib und ihre Handlungen, mögen die fünf Hüllen in mir, möge mein Selbst, mein inneres Selbst und mein höchstes Selbst in mir rein sein. Licht bin ich von Natur. So möge ich fehl-los und fleckenlos sein.

Bei jedem dieser Wünsche sprengt der Priester vom geweihten Wasser in die acht Himmelsrichtungen.

Verehrung des Lichts. Der Priester entzündet von der Hauptflamme ein kleineres Licht und rezitiert aus dem Rigveda:

[1]) Die niederen weltlichen Erscheinungsformen des einen ewigen Brahman.
[2]) Ehrenname der Gottheit in persönlicher Gestalt.
[3]) Ebenfalls.
[4]) Om, Svaha sind liturgische Laute, etwa wie Amen.

OM! Kreisend längs der Sphäre des Realen,
Unsterbliche wie Sterbliche erhaltend,
wandert der Sonnengott in goldenem Wagen, die Welten überschauend.
Aufschauend zu dem höheren Lichte jenseits der Sphäre des Dunkels mögen wir erlangen das höchste Licht, die Sonne, den Gott unter den Göttern.
Seine Strahlen tragen den Gott in der Höhe, den alles Wissenden, Allen zur Schau.
Er, der Götter buntfarbiges Antlitz, das Auge Mitras, Varunas, Agnis, Surya ist emporgestiegen, und hat erfüllt Himmel, Erde und Zwischenraum.
Er, der die Seele ist von allem, was geht oder steht.

V. Die große Meditation.

Nachdem bisher das ewige Brahman in seinen Erscheinungsformen der „Götter" angerufen und verehrt worden ist, wendet sich nun die Andacht ihm direkt zu, zunächst in der Form der mystischen Meditation über die Einheit der Seele mit Brahman:

OM! Das Licht flammt ... Das Licht bin ich.
Das Licht flammt. Brahman bin ich.
Der ich bin, der ist Brahman.
Ich bin (und eben damit) bin ich Brahman.
So ist nur das einige ewige IEH; ich aber (als das zufällige zeitliche Einzel-Ich), opfere mich, gieße mich ein in das eine ewige Brahman-Ich. Svaha.

Längere Stille mit Meditation — sie schließt mit der Kampferspende und der Rezitation des heiligen Purushasukta. Der Priester entzündet an der Hauptflamme Kampfer. Alle erheben sich:

VI. Gemeinsame Rezitation des Purusha-sukta:

OM! Mit tausend Häuptern ist der Purusha (der uranfängliche Weltgeist), mit tausend Augen, tausend Füßen. Die Erde von allen Seiten umfassend, ragte er noch zehn Fingermaß über sie hinaus. — All diese Welt ist (jener) Purusha, was immer ward und was noch werden wird. Und er ist der Herrscher (und Spender) der Todesfreiheit, die durch die Speise aufsprießt. So groß ist seine Majestät. Und doch ist er als Purusha noch größer als diese. Denn alle Wesen sind ein Viertel nur von Ihm. Drei Viertel aber von ihm sind (außerhalb und überhalb dieser Welt der Geschöpfe) unsterblich im Himmel.

Gott als Vishnu

OM! Das ist Vishnu's allerhöchster Ort. Ihn schauen allezeit die Himmlischen wie ein Auge am Himmel ausgebreitet,
Das die Wissenden entfachen,
die da beten, die da wachen.

Gott als Sadasiva

OM! Neigung Dir, Erhabener, dem Allherrn, dem Großgott,
dem Bezwinger des Todes, dem Allherrscher, dem Allzeit Heilvollen (Sadasiva).
Diesem hehren Großgott (Mahadeva) sei Verneigung.

Priester trägt den brennenden Kampfer umher. Die Anwesenden bewegen ihre Hände über der Flamme und ziehen den Duft ein. — Erneute Meditation.

VII. Das Blumenopfer.

Der Akoluth verteilt Blüten an Alle. Stehend singen Alle:

OM! Tausendhäuptig, Gott, allschauend, Quell alles Heils, das All in All, —
Dich, o Narayana, den unvergänglichen Gott, die höchste Stätte,
Höher denn das Universum, ewig, das All, Dich — heißest Du Narayana, Hari oder sonst wie —
Dich sinnen wir.
Der Herr des All, der Herr seiner selbst, ewig, heilvoll, unzerstörlich.
Narayana, höchster Gegenstand der Erkenntnis, das Selbst aller Dinge, das höchste Ziel —
Ihn sinnen wir.
Durchdringend alle Welten,
ist er ihnen immanent und tranzendent zugleich.
Ohne Grenze, ohne Wechsel, der höchste Weise, reichend bis zu den Enden des Ozeans des Seins, Quelle alles Heiles, —
Ihn sinnen wir.
Er ist Brahma, Siva, Hari, Indra. Er ist der Unvergängliche, der Höchste, der Selbstherrscher.

Der Priester tritt aus der Cella, verneigt sich und bringt Blumen dar. Alle Anwesenden nahen sich der Tür der Cella, verneigen sich vor dem Lichte und bringen ihre Blüten dar. Der Priester nimmt die geopferten Blüten und hebt sie, der Versammlung zugekehrt, in die Höhe. Alle setzen sich. Er spricht:

OM! — Dem Brahman gehöre mein Selbst zur Todesfreiheit.

Wieder wird Weihwasser ausgeteilt, das Jeder trinkt.

VIII. Schluß. — Entlassung der Welträume.

In II waren Erde, Luftraum, Himmel in den Tempel übertragen. Jetzt werden sie wieder entlassen:

Erde, Luftraum, Himmel (kehrt wieder an euere Stätte heim). — OM!

IX. Schlußwunsch. Alle erheben sich. Der Priester kommt aus der Cella und erhebt die Arme:

OM! Gedeihen sei uns, nahend mit Gaben und Verehrung dem göttlichen Mitra. Mitra sei uns Stütze. Seine Gaben durch unsere Darbringung mehrend, mögen wir hundert Jahre leben mit tapferen Söhnen.

Gemeinsame Schlußrezitation:

OM! Das Wohl und Heil erwählen wir. Heil sei uns von den Göttern, Heil von den Menschen. Heilung steige auf. Gesundheit werde zu teil uns den Zweifüßigen, Gesundheit auch den Vierfüßigen. —
OM! Friede, Friede, Friede.
OM! Und mögen alle glücklich sein. Alle frei von Krankheit. Mögen alle Gutes schauen, möge Jeder Glückes teilhaft sein.
OM! Friede, Friede, Friede.

Schlußvotum:

OM! „Jenes" ist das wahrhaft Seiende. —
Möge (was wir hier getan haben) dargebracht sein dem Brahman.

Alle setzen sich zu stiller Meditation und verlassen dann den Tempel.

Marburg Rudolf Otto

Ein Meisterstück der vergleichenden Religionsforschung

Indiens Gnadenreligion und das Christentum. Von Rudolf Otto. Leopold Klotz Verlag 1930. 112 S. 3.60 M.

Wenn einer der bedeutendsten lebenden Religionsforscher der Öffentlichkeit ein neues Werk übergibt, so ist das schon ein Anlaß zum Aufmerken. Die jüngste Schrift Rudolf Ottos verdient die höchste Aufmersamkeit, wie mir scheint, aus dreifachem Grunde. Einmal weil sie ein sehr wichtiger Beitrag zu der Methodik der vergleichenden Religionsforschung ist, weiter dann, weil sie ein überaus bedeutsames Phänomen der außerchristlichen Religionswelt erhellt, und schließlich, weil sie theologisch ganz außerordentlich aufschlußreich ist. Es wäre dringend zu wünschen, daß dieses Buch insbesondere in Theologenkreisen recht viele aufmerksame Leser fände. Gerade weil, in einer vielleicht gesunden Reaktion gegen ihre Überschätzung, heute die Beschäftigung mit den fremden Religionen besonders bei der jüngeren Theologengeneration zurückgeht, wird man die Bedeutung, die dieser neuesten Arbeit Ottos zukommt, gar nicht stark genug unterstreichen können. Es wird ja heute schon vielfach Mode — und hier wird die Reaktion zu einer „Reaktion" im unerfreulichen Sinn des Worts — da man die ganze große Welt der außerchristlichen Frömmigkeit nicht einfach als nicht vorhanden betrachten kann, die Religionswissenschaft, indem man sich an bestimmte Züge der längst erledigten sogenannten religionsgeschichtlichen Dogmatik, der Evolutionstheorie u. ä. hält, in Bausch und Bogen als methodisch unzulässig abzulehnen und von den fremden Religionen — vor allem: den indischen und dem Islam — ein durchaus klischeehaftes, indifferenziertes, einseitiges Bild zu entwerfen, gegen das man dann apologetische Einwendungen macht.

Diese alte Art oder besser Unart, die aus der Not eine Tugend machen will, ist so verführerisch bequem, daß sie immer wieder Anhänger und Verteidiger findet; aber sie steht den Heutigen um so viel schlechter an als früheren Generationen, als die Forschung gerade auf dem Gebiet der fremden Religionen inzwischen fortgeschritten ist. Und quantitativ und qualitativ ist der Fortschritt in den letzten Jahrzehnten ein ganz gewaltiger gewesen. Nichts dispensiert heute besonders den angehenden Theologen davon, sich hier zu orientieren, und wenn auch im allgemeinen kaum Zeit zu eingehenden Quellenstudien vorhanden sein wird: um so unabweisbarer wird die Aufgabe, aus guten, aus den besten Darstellungen zu lernen. Wenn man heute vielfach überhaupt nicht mehr von „Religion" als einer generellen Erscheinung sprechen will (das Christentum, bzw. die eigene Konfession sei überhaupt nicht mit anderen Erscheinungen unter einen Oberbegriff zu subsummieren), so mag das schematisch diskutabel sein — obgleich ich diese Betrachtungsweise ablehnen würde — aber es enthebt Niemanden der Aufgabe, von den Er-

scheinungen der außerchristlichen Welt Notiz zu nehmen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Das Niveau dieser Auseinandersetzung aber sollte ein dem Alter, der Feinheit und Durchbildung der protestantischen Theologie entsprechendes sein.

Das neue Buch Rudolf Ottos handelt von einer indischen Religion und dem Christentum. Wie alle wirklich tiefen und gründlichen Forscher begnügt sich der Marburger Kenner der Religionsgeschichte nicht damit, die inhaltlichen Resultate seiner Forschung vorzulegen, sondern er reflektiert hier, wie in seinen früheren Untersuchungen — ich erinnere nur an die bedeutsamen Ausführungen über das Parallelengesetz in der Religionsgeschichte in seinem Vischnu-Narayanawerk — auch auf die methodischen Probleme seiner Arbeit. Gerade Ottos Arbeiten auf dem Gebiet der vergleichenden Religionsbetrachtung sind sehr lehrreich für die, die — verführt durch die Betrachtung des Mißbrauchs dieses Hilfsmittels bei manchen Heutigen und vielen Gestrigen — in aller vergleichenden Betrachtung Nivellierung und Verwischung erblicken zu müssen glauben. In seiner vorbildlichen komparativen Analyse der Gedankensysteme eines großen christlichen (Eckhardt) und eines indischen Mystikers (Schankara) hat Otto praktisch und theoretisch das Mittel des Vergleichens nach seiner Fruchtbarkeit und nach seinen Grenzen beleuchtet — das neue Werk führt diese Bemühungen fort. Praktisch bietet es eine ungemein fesselnde Untersuchung zur vergleichenden Dogmatik einer indischen und der protestantischen Theologie, besonders im Hinblick auf die Gottes-, Heils- und Gnadenlehre, bei der Parallelität und Verschiedenheit in plastischer Weise herauskommen. Theoretisch werden höchst wichtige Winke über Natur und Wirksamkeit der komparativen Betrachtung gegeben.

Im ersten und zweiten Kapitel der neuen Schrift äußert sich Otto besonders zu den für die Methodik unserer Wissenschaft so entscheidenden Fragen. Daß man beim Vergleich zweier Religionen nicht das eigene Ideal mit der schlechten Praxis der andern vergleichen dürfe — dieser elementaren Forderung Harnacks schließt sich Otto an. „Man muß auch hier so gerecht sein, wie es einem nur möglich ist, muß Theorie mit Theorie, Ideal mit Ideal vergleichen, und wenn man ganz gerecht sein will, darf man sich nicht einmal mit der Frage begnügen, wie die betreffende Religion aussieht, wenn sie von ihren besten Vertretern gelobt und besessen wird, sondern wie sie aussehen würde, wenn sie nach ihrer letzten und tiefsten Idealität einmal wirklich gelebt sein würde." Mit vollem Recht fordert Otto weiter — und hier kann ich auf meine Ausführungen in der Dobschütz-Ehrung der „Theologischen Studien und Kritiken" verweisen, die dasselbe Postulat aus prinzipiellen Erwägungen heraus rechtfertigen — daß man stets von der Intention der Religion, die man erforschen will, ausgehen müsse. Die Diskussion über Wahr und Unwahr muß dabei, wie Otto in dem Einleitungskapitel richtig bemerkt, zunächst ausgeschaltet bleiben, die Intention möglichst rein zu erfassen gesucht werden. Gewiß, hier tun sich schwierige Fragen auf. Das Problem des Verstehens und seiner Objektivität stellt sich. Zu meiner Freude sehe ich die Andeutungen Ottos hierüber in Übereinstimmung mit meinen eigenen Untersuchungen in meiner „Religionswissenschaft" und meinen Arbeiten zur Hermeneutik. Gerade die Frage, wieweit in der Religionsforschung, wie die Religionswissenschaft (nicht die Theologie) sie betreibt, die allgemein geisteswissenschaftlichen methodischen Grundsätze maßgebend sind und wieweit sie ihrem spezifischen Gegenstand entsprechend Modifikationen erfahren, ist ja von großer Tragweite.

Aber, um zum „Vergleichen" zurückzukehren, so wird Otto sicher zuzustimmen sein, wenn er ausführt, daß es an zureichenden Kategorien zur Bewertung und Vergleichung anderer Religionen mit der eignen überhaupt noch sehr gebreche. Gerade hierzu gibt er aber selbst einen entscheidend wichtigen Wink. Um einer Religion gerecht zu werden, muß man das Typische in ihr aufzufinden, zu unterscheiden streben. Für diese Aufgabe, die zuerst Schleiermacher in ihrer Bedeutung erkannt hat — nachdem Herder Andeutungen gegeben hatte —, ist in der Folgezeit wenig geschehen. Wo und wie findet man dieses Typische? Mit Recht weist Otto darauf hin, wie gleiche oder ähnliche Züge in zwei Religionen je nach der Stellung oder Geltung des einzelnen Zuges im Ganzen der betreffenden Frömmigkeit, vor allem nach dem jeweils verschiedenen „Geist", der sie erfüllt, Verschiedenes bedeuten können. Die Bestimmung des Zentrums der betreffenden Religion gibt, wie Otto mit Schleiermacher sagt, den Ausschlag. Wenn also etwa, wie der erfahrene Kenner hinduistischer Religion nachweisen kann, „Hypothesenlehre, Inkarnationslehre, Schätzung des Wortes als eigentlicher Quelle religiöser Erkenntnis, strenge Exklusivität gegen andere Typen, Gnade, Erwählung usw." in der christlichen und indischen Theologie gleichermaßen sich vorfinden, so ist doch jeweilen der „Geist", der in ihnen wirksam ist, sie trägt und erfüllt, ein spezifischer. — Soviel zur Theorie des Vergleiches. Wie Otto im Einzelnen dann die von ihm aufgestellten Forderungen praktisch durchführt, darüber gleich mehr.

Vergleiche zwischen indischer und christlicher Religion sind nicht neu. Es wäre interessant ihre Geschichte zu verfolgen an der Hand der seit einem Jahrhundert fortschreitenden Vertiefung und Verfeinerung unserer Kenntnis der indischen Religionen. War seinerzeit die Scheidung vedisch-brahmanischer Frömmigkeit von buddhistischer und ihre Durchführung im Einzelnen ein Fortschritt, so lernte man mit der Zeit wie in der ersteren, so jetzt innerhalb der letzteren klarer scheiden nach zeitlichen, örtlichen richtungs- und schulmäßigen Unterschieden. Der Hinduismus wurde genauer bekannt. Man achtete auf die verschiedenen Formen wieder der hinduistischen Religiosität usw. Mit der Bausch- und Bogenvergleichung war immer weniger anzufangen (ebenso wie mit der apologetischen Bausch- und Bogenablehnung, von der oben die Rede war). Man wird genötigt zu differenzieren. Nun ist ja neben der Philologie, die die Hauptarbeit der Forschung und Erschließung indischer Religion leistete, immer auch die Philosophie und die Theologie an ihr interessant gewesen. Ein Philosoph wie Schopenhauer hat außerordentlich viel zur Erweckung und Stärkung des Interesses an indischer Weltanschauung beigetragen. Gerade er aber hat dadurch auch die Richtung dieses Interesses stark mitbestimmt. Der seiner Meinung nach mit seiner eigenen Lehre stark harmonisierenden Religionsphilosophie der Upanischaden war neben dem Buddhismus vor allem seine Aufmerksamkeit, wie später die seines Schülers und Folgers Paul Deußen zugewandt. So wurde bei uns denn vor allem die Weltanschauung des Vedânta in der pantheisierend-monistischen Form bekannt und als typisch indisch angesehen, die ihr der große mittelalterliche Denker Schankara — dem Otto die obenerwähnte Monographie gewidmet hat — in seinem gewaltigen noch heute in Indien hochverehrten System gegeben hat. Andere, wie wir immer deutlicher zu sehen beginnen, nach Charakter, Stil und Wirksamkeit kaum minder bedeutsame Grundanschauungen blieben weitgehend unbekannt.

Hier hat nun in unermüdlicher und längst nicht überall genügend gewürdigter Arbeit Rudolf Otto eingesetzt und in mehreren ungemein inhalts- und aufschlußreichen Arbeiten ganz neue Bezirke indischer Religion und Philosophie für uns erschossen. (Nebenbeibemerkt ist auf indischem Boden die bei uns im Abendland seit Beginn der Neuzeit immer stärker sich ausprägende Emanzipation der Philosophie von der Religion nicht — oder jedenfalls nicht entfernt in ähnlichem Maße — erfolgt und daher oft schwer zwischen Religion, Religionsphilosophie, Phi-

losophie zu scheiden.) Die Upanischaden, diese ewige Quelle für alle indische Gläubigkeit und Erkenntnissehnsucht, sind nicht nur in pantheistisch-monistischem Sinn, sondern auch in einer theistischen, mehr oder weniger „dualistischen" Weise aufgefaßt und interpretiert worden. Vom Boden der hinduistischen Religion, besonders vom Vischnuismus aus haben hervorragende Denker — vier sind es vor allem, unter denen der große Rivale Schankaras Ramanuja wohl der bedeutendste ist — eine Heilslehre entwickelt, die zunächst rein immanent für die Kenntnis der Religions- und Geistesgeschichte Indiens, dann aber gerade für den am Vergleich mit abendländisch-christlicher Theologie und Philosophie Interessierten von nicht zu überschätzender Bedeutung ist. Sie ist die Gnadenreligion, die Otto mit dem Christentum vergleicht, die edelste Form des Vischnu-Glaubens. Ausgegangen sind ihre großen Lehrer von der Auslegung der hochheiligen Bhagavadgita, dem Sang der Erhabenen, aus der Millionen Inder ihre Erbauung schöpfen.

Zuerst war es der bei uns leider noch wenig bekannte Yamuna-muni, der „doctor subtilis des Ostens", mit dessen Werk Otto uns schon zu einem Teil vertraut gemacht hat (vgl. z. B. „Ein Stück indischer Theologie" in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1929 S. 263 ff.) und hoffentlich noch weiter vertraut machen wird, ihm folgend sein Schüler Ramanuja (1055—1137), die die Theologie der bhakti, der Gottes (d. h. hier Vischnus) Liebe entwickelten. In höchst eindringlicher und lehrreicher Weise läßt Otto vor uns das System dieser Theologie entstehen, die in einem eminenten Sinn Heilslehre ist und, wenn irgendeine indische Religion, als Konkurrentin des Christentums anzusprechen ist. Schon früher hat uns Otto eine Übersetzung des Hauptwerkes des großen Hindutheologen, des Siddhanta des Ramanuja geschenkt, dessen Verhältnis zu Yamuna-muni er mit dem von Thomas zu Albertus Magnus vergleicht. Er hat dann vor nicht zu langer Zeit Gelegenheit gehabt, an Ort und Stelle, in Mysore, wo der parakala svamin, der Nachfolger Ramanujas im Lehramt, residiert, sich unter Unterstützung von kundiger Seite in das Studium von Theorie und Praxis Ramanujas zu vertiefen. Die Frucht dieser Studien ist das aus in Deutschland und Skandinavien gehaltenen Vorträgen hervorgegangene und nach der indischen Reise abgeschlossene vorliegende Buch.

An zwei entscheidenden Punkten verdeutlicht Otto die Stellung der von ihm behandelten Gnadenreligion. (Sie hat im übrigen bekanntermaßen eine Parallele im Schivaismus, dessen Siddhanta und darüber hinaus andere Literatur uns Schomerus erschlossen hat.) Das zweite Kapitel seines Buches ist betitelt: Ein Kampf um Gott. Wir lernen daraus, daß schon im Mahabharata sich etwas wie „eine Ahnung von dem deus absconditus" findet — das „Vorleben des Jenseitig-ewigen und zwar als des ganz irrational-numinosen, allem menschlichen Begreifen und Erschließen überlegenen" — so formuliert es ein sehr interessanter Nachtrag „Der verborgene Gott und der Gott der Bhaktas" in unserem Buch. In der Bhagavadgita geht das Ringen um die Anschauung von der Gottheit weiter. Wie die radikal monistische Auffassung, die kevala-advaita-Lehre des Schankara ihre „Theologie" des „Einen ohne Zweiten" entwickelt, eine Lehre, die Ramanuja selbst ausführlich darstellt, ehe er sie widerlegt, so gibt der große Bhaktilehrer seine Gotteslehre, die den Ishvara (Herrn) an die Stelle des unpersönlichen Brahman setzt. Wir können hier nicht darauf eingehen, aber Otto legt es überaus fein dar, wie an der Interpretation der Schriftstelle: tat twam asi (das bist du) Ramanuja eine der Auffassung Augustins verwandte Deutung gibt, die die gefährlich „monistisch" klingende Stelle neutralisiert (Gott als antaryamin).

Für die Auffassung des Verhältnisses von Gott und Welt ist höchst interessant die nach Ottos Meinung der biblischen Schöpfungslehre einigermaßen nahekommende — der Unterschied ist natürlich nicht zu verkennen — Lehre Ramanujas von der Welt als Ishvarasya shesha (Gottesleib oder -kraft), die das „völlige Versinken der Kreatur hinsichtlich ihres Eigensinns gegenüber der schaffenden Gottheit" zum Ausdruck bringt.

Das zweite Problem, das die Stellung der Gnadenreligion des Vischnuismus deutlich werden läßt, ist die Frage nach dem Heil. Es ist infolge seiner praktischen Bedeutung fast noch wichtiger als die Spekulation über die Natur Gottes. Das Stichwort heißt: Dienst (kainkarya) Ishvaras. „Einspitzigkeit" lautet die Forderung. „Die Sache ist die, daß er der ist, den ich mit allen Kräften meines Gemütes in mich fasse, daß ich, wie bei Luther, mich in ihn lasse und senke mit restlosem Vertrauen." Auch die Vischnu-Religion kennt eine Urverfehlung als Grund unseres Verlorenseins („weil ich die Zugehörigkeit zu dir verlassen hatte") — ein interessanter „Nachtrag" stellt daneben die alttestamentliche und die christliche Sühneidee — wie sie Gnadenmittel und Heilsgüter kennt. Das Bemerkenswerteste aber ist, daß auch in der Problematik der Heilslehre in der Frage der Mitwirkung des Menschen an der Erlösung eine genaue Besprechung im Vischnuismus vorhanden ist: wie Synergisten und Monergisten stehen sich die Gnadenlehren den beiden Sonderschulen gegenüber, in die sich die Folgschaft Ramanujas geteilt hat; während die Nordschule lehrt: „Die Seele gewinnt sich Gott", lebt die Südschule der Überzeugung: „Gott gewinnt sich die Seele". Achtzehn, zum Teil sehr subtile Unterschiede, wie Otto im Einzelnen darlegt, trennen die beiden Richtungen.

Gegenüber den zum Teil erstaunlichen Ähnlichkeiten und Verwandtschaften hebt das Kernkapitel des Ottoschen Buches „Das Verhältnis des Christentums zur Bhakti-Religion" in überaus lehrreicher Weise in systematischer Anordnung die Unterschiede hervor, die durch den spezifisch verschiedenen Geist „Indiens" einerseits, „Palästinas" anderseits bedingt sind. Der Autor wendet sich damit von vornherein gegen alle Vermischungen und Verwaschungen, denen manche aus religionspolitischen Rücksichten das Wort reden; so lehnt er z. B. ab, das Vaterunser gleichsam als Generalnenner aller theistischen Religionen anzusehen, und begründet das in einer sehr fein den Tenor der einzelnen Bitten charakterisierenden Analyse. Fremd ist der indischen Religion der Gedanke des sich verwirklichenden Gottesreiches. In der Frage der Weltbewertung klafft ein großer Unterschied. (Schon in der Vorstellung des Verhältnisses von Gott und Welt, dann auch in der aus dem Gotterleben resultierenden Einstellung zur Welt, bzw. den einzelnen Lebenssphären.)

Entscheidend ist für den Vaischnava die Beugung unter den göttlichen Willen, ohne daß dieser eine göttliche Qualifikation brauchte: „er kennt nicht den Wert des sanctum, der immer erst entsteht durch die Erfüllung der numinos-irrationalen Form mit den rationalen Gehalten unserer Werterkenntnis." Die indische Sittlichkeit soll damit nicht herabgesetzt werden, aber die Weltbeziehung erscheint nicht konstitutiv für den Gottes-Dienst. Deutlich wird das am Liebesgedanken (und seiner Verklammerung mit dem Gotteserleben im Christentum).

Ein weiterer höchst bedeutsamer Punkt ist die Auffassung von der Geschichte, die der Christ gern als gesta dei deutet. (Ich darf hier auf meine jüngst in der „Historischen Zeitschrift" erschienene Abhandlung über die Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts und die Theologie der Geschichte verweisen, in der ich diese Tendenzen in der Gegenwart zusammenzuschauen versuche.)

Am eindringlichsten aber vermeint Otto die Unterschiede der christlichen und hinduistischen Auffassung wiederum an der Gnadenlehre aufzeigen zu können. Rettung des Verlorenen — hier wie dort die Parole. Aber hier heißt das Rettung aus der Verlorenheit in Sünde (für wel-

chen Begriff es charakteristischerweise kein Sanskritäquivalent gibt) und Schuld, dort aus der „Bindung" an samsara, die Wandelwelt. In feiner und eindringender Betrachtung zeigt Otto, daß es sich dabei nicht um einen absoluten Unterschied handelt, sondern um eine allerdings fundamentale „Achsenverlagerung", eine Akzentverschiedenheit. Otto stellt einander gegenüber das indische: „Ihr seid weltversunken und gebunden. Ich aber will euch herausführen" und das israelitische: „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig." Beide Religionen kennen Mittler, aber gegenüber Krishna und Rama ist Christus Versöhner. „Indien hat keinen Versöhner, kein Golgatha und kein Kreuz." Das ist ihm „judaistische Mythologie." Der tiefste Unterschied offenbart sich also an dem nach Otto spezifischen christlichen Glaubensartikel, dem **locus de reconciliatione.**

So schließt das tiefe und reiche Buch, das uns der Meister der vergleichenden Religionsforschung, dessen 60. Geburtstag wir kürzlich feiern durften, soeben geschenkt hat. Wir schließen unsere Überschau über seinen Inhalt mit dem Wunsch, daß es ihm vergönnt sein möge uns noch lange weiter über die Dinge, denen sein Forschen und Denken gilt, zu belehren.

Leipzig Joachim Wach

Die neue Gestalt der RGG

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. In Verbindung mit Bertholet, Faber und Stephan herausgegeben von Gunkel und Zscharnack. Bisher 4 Bände in 93 Lieferungen (bis „Ryswicker Klausel"), Subskriptionspreis der Doppellieferung 3.60 M., des gebundenen Bandes 48 M. Der erste Band erschien 1927. Tübingen, J. C. B. Mohr.

1

Daß eine neue Auflage von RGG ein neues Werk werden mußte, war selbstverständlich. Und daß die Herausgeber dabei eine glückliche Hand gehabt haben, zeigt der große Erfolg, der — nach den uns bekannten Rezensionen und der offenkundigen Verbreitung des Werkes zu urteilen — ihrem Unternehmen beschieden ist.

Aber lehrreicher als diese Feststellung ist die Frage nach der Art, nach dem inneren Gesetz der Umformung. Verlag und Hauptherausgeber sind dieselben geblieben wie bei der ersten Auflage: der Systematiker unter den Herausgebern, D. Stephan, arbeitete wenigstens schon an dieser mit; nur einer der Herausgeber, D. Faber, ist ein „neuer Mann", und er ist, soweit bekannt, kein ausgesprochener Vertreter einer neuen Einstellung. Also ist die Umformung im allgemeinen ein Werk des gleichen Kreises, der die frühere Auflage geschaffen hatte; sie ist die Verwirklichung von Möglichkeiten, die an sich schon damals bestanden.

Die erste Auflage erschien, vor allem dank der Eindruckskraft von Troeltschs Artikeln und der religionsgeschichtlichen Ausweitung des Stoffes, weithin als ein Versuch, die „religionsgeschichtliche Theologie" zur Herrschaft zu führen. Vielleicht haben Troeltsch und seine Freunde sie wirklich so gedacht. Allein wenn man sich die Mühe macht, einmal das Vorwort des ersten Bandes zu studieren, so findet man für die Gesamtleitung diese Auffassung doch nicht bestätigt. Es nennt als ersten Anreger des Werkes D. Rade, also einen bewußten treuen Schüler Albrecht Ritschls, und als erstes Hauptziel: über die Lage der Kirche und des Christentums in der Gegenwart zu unterrichten. Dann erst folgt das andere Ziel: „Der Erweiterung der theologischen Arbeit durch die Methoden der modernen Religionswissenschaft, Historik und Philologie nach allen Seiten hin" Rechnung zu tragen. Diese Zweckbestimmung erscheint als eine Abstempelung auf die angedeutete Richtung. Und doch war sie es nicht in dem Sinne, in dem die modernen Ankläger es meinen. Denn wie eine spätere Stelle des Vorworts zeigt, sah der Hauptherausgeber (damals noch D. Schiele) diese „religionsgeschichtliche" Richtung in engstem Zusammenhang mit einem neuen Verspüren der in der Religion waltenden Macht, mit einer „jüngsterwachten Kraft der Religion"! Der Sinn des Programms kann also wohl nicht die Herrschaft des allgemeinen Religionsbegriffs über die konkrete christliche Religion, oder die des Historismus, Psychologismus, Relativismus über die Theologie sein! Eher könnte man sagen, daß eine eigentümliche Unklarheit über jener ganzen Zielsetzung liegt. Und das entspricht der Mischung der Mitarbeiterschaft: es kann keine Rede davon sein, daß sie durchweg von der religionsgeschichtlichen oder religionsphilosophischen Seite her gestellt worden wäre. Wie es überhaupt ein Grundfehler der „Jungen" ist, die Theologie der Vorkriegszeit als einfach beherrscht durch Religionsgeschichte und Religionspsychologie zu denken, so läßt diese Meinung sich nicht einmal an dem Werke recht durchführen, in dem zweifellos die „religionsgeschichtliche Schule" eine besonders starke Rolle spielt; auch wenn diese Schule es gewollt hätte, hätte sie doch gar nicht die Kraft besessen, ein umfassendes Bild der theologischen Arbeit und der religiös-kirchlichen Lage zu geben.

Von diesem Hintergrund aus scheint die Neuformung, die Zscharnack im Vorwort der neuen Auflage andeutet, verstanden werden zu müssen. Der Gegenwarts-Gesichtspunkt ist geblieben und führt von sich aus, infolge der gewaltigen Wandlungen der inneren und äußeren Lage, zu weitgreifenden Umgestaltungen. Der andere Gesichtspunkt aber, die Rücksicht auf die religionswissenschaftliche Arbeit, ist, obschon keineswegs dahingefallen (im Gegenteil, diese ist durch geschickte Anwendung auf die wichtigsten theologischen Artikel wie „Erlösung" „Eschatologie" „Gottesglaube" noch eindrucksvoller geworden), so doch dem von Zscharnacks Vorwort genannten größeren Ziele untergeordnet: „einen vollständigen Querschnitt durch die Theologie unserer Zeit" zu geben. Bei diesem Querschnitt kann nun freilich von Einheitlichkeit nur in viel geringerem Maße die Rede sein als immerhin um 1910. Denn einerseits sind die in der „konservativen" Theologie schon damals vorhandenen Kräfte (Kähler, Schlatter, R. Seeberg, Ihmels, Schaeder u. A.) inzwischen noch lebendiger, stärker und einflußreicher geworden (vgl. Heim, Althaus, Brunstäd), anderseits haben sich unter dem Einfluß des Zeitgeschehens aus der Kreuzung mannigfacher theologisch-philosophischer Linien Neubildungen wie die der dialektischen Theologie und Tillichs vollzogen. Es gibt heute keine einzige theologische „Richtung", die von sich aus die theologische Kraft besäße, ein Werk wie RGG zu tragen; was schon vor 20 Jahren tatsächlich unmöglich war, das ist heute noch viel unmöglicher. So kann man nicht anders urteilen, als daß die Umformung richtig gedacht ist.

Freilich bleibt die Frage, ob die Durchführung so gut wie die Absicht ist. Zwar daß z. B. der Leiter der systematischen Abteilung den besten Willen zur Heranziehung aller lebendigen Kräfte gehabt hat, unterliegt keinem Zweifel; Stephans „Glaubenslehre" zeigt, daß er bei aller Betonung der Kontinuität doch für alle Fragestellungen der Gegenwart offen ist. Woran liegt es dann, daß dennoch wichtige Führer nicht zu Worte kommen? Auf der einen Seite R. Otto, auf der anderen Gogarten und Barth! Daß dort ein Schüler Ottos über das Numinose und das Heilige schreibt, hier E. Brunner einen Artikel über Gnade und ein jüngerer „Dialektiker" einen Artikel über die „dialektische Theologie" selbst beisteuert, ist doch nur ein unzureichender Ersatz für eine vollwertige Beteiligung. Und weshalb ist Hirsch, so viel ich sehe, nur bei „Gebet" und „Andacht", nicht auf seinem eigentlichen Gebiet, der Kirchengeschichte, vertre-

ten? Hat die Redaktion sich nicht genug bemüht, oder haben die genannten Theologen sich versagt?

Immerhin: ein gewisser Querschnitt wird wirklich gegeben. Damit wird selbstverständlich auch die Gespaltenheit, ja die wirre Lage der gegenwärtigen Theologie deutlich. Das ist von mancher Seite getadelt worden. Aber ich wüßte nicht, wie ein gut protestantisches Werk dem entgehen wollte. Hat Jemand bei RGG¹ und bei der „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" (in der neben den mannigfachen Strömungen der konservativen Theologie doch auch Troeltsch und andere „Moderne" vertreten sind) darüber geklagt? Gewiß stehen die Gegensätze zuweilen recht unvermittelt nebeneinander. Es ist nicht ganz einfach, in theologischen Dingen Männer wie Althaus, Brunner, Bornhausen, Heim, Kalweit, A. Meyer, F. W. Schmidt, Seeberg, Steinmann, Stephan, Tillich, Titius, Wehrung, Wobbermin nebeneinander zu lesen, in kirchlichen Ihmels neben Rade, in ethisch-politischen Althaus neben Gertrud Bäumer, Heimann, Wünsch, in philosophischen Schumann neben Bruhn, Bornhausen, Brunstäd, Steinmann, Tillich, in ästhetischen Knevels neben O. Beyer! Oder im Einzelnen: das Verhältnis zur „Geschichte" einerseits von Fr. W. Schmidt („Glaube und Geschichte"), anderseits von Bornhausen und W. Köhler (Geschichtsphilosophie; Geschichte, metaphysisch; Philosophie der Kirchengeschichte) beleuchtet zu finden! Aber ist diese Offenheit nicht ein vortrefflicher Anstoß zu selbständiger Stellungnahme, und auf jeden Fall wenigstens wahrhaftiger als die Tyrannis einer einzigen Strömung oder der Versuch der Ausgleichung? Ja, ich gestehe, daß ich auch in RGG² die Gegensätze — aufs Tiefste gesehen — sachlich so verhängnisvoll nicht finde, wie sie ihren Vertretern selbst erscheinen mögen. Im Gegenteil, in aller Gegensätzlichkeit der Meinungen drängt sich mir der Eindruck auf, daß die Orientierung an dem spezifischen Gehalt des Christentums, die verschärfte Kulturkritik u. ä. sich irgendwie auf allen Linien gleichzeitig fruchtbar auswirkt, und daß die Gegensätze heute eben deshalb geringer sind als etwa vor einem halben Jahrhundert. Die Umstellung ist offenbar nicht Sache einzelner Personen oder Gruppen, sondern der gesamten Theologie. Eine Theologie, die ein solches Werk gemeinsam schafft, ist irgendwie doch Einheit — und sei es wider ihren Willen, durch die Gewalt der Tatsachen, um die es ihr geht.

2

Aber das Werk ist ernsthaft genug, über solche grundsätzliche Erwägungen hinaus eine Würdigung seiner Arbeitsleistung zu fordern. Es ist in jeder Beziehung neu bearbeitet, vor allem auch in schärferer Durchdenkung des gesamten Stoffes. Diese Durchdenkung zeigt sich nach sehr verschiedenen Seiten hin. So in der folgerechten Durchführung des Verweisungssystems, die in ihrer — vielleicht allzu — minutiösen Art überaus mühsam sein dürfte. Ferner in der Meidung von Dubletten (die in der ersten Auflage ziemlich häufig waren), überhaupt in der geschickten Umdisponierung des Raums, die trotz beträchtlicher Kürzung des Ganzen die Aufnahme zahlreicher und wertvoller neuer Artikel ermöglichte (Antike und Christentum, Arbeitsrecht, Arbeitsreform, Christusdichtung, Expressionismus, Heilig, Idealismus, Jugendbewegung, Jugendpsychologie, Kirchenaustritt, Kirchenbund, Marienverehrung, Phänomenologie usw.). Im Einzelnen wäre dabei Vieles zu rühmen: etwa die Behandlung des „Wesens des Christentums" nicht mehr unter „Wesen", sondern unter „Christentum" (und entsprechend bei „Religion"); die Zusammenstellung von lehrreichen Serien an allen wichtigen Punkten der Theologie (vgl. Christentum: 1. Entstehung, 2. Geschichtliche Entwicklung, 3. Ausbreitungsgeschichte, 4. Gegenwartslage, 5. Wesen und Verhältnis zu den Fremdreligionen, 6. Weiterentwicklung; oder Glaube: 1. Religionsgeschichtlich, 2. Im Alten Testament, 3. Im Neuen Testament, 4. In der Dogmengeschichte, 5. Dogmatisch, 6. Glaube und Geschichte; oder Kirchengeschichte: 1. Kirchengeschichtsschreibung, 2. Philosophie der Kirchengeschichte, 3. Kirchengeschichte im Religionsunterricht; die planvolle Berücksichtigung der fremden Länder und Konfessionen, will sagen: die übernationale und ökumenische Einstellung; die Zerschlagung von Riesenartikeln (z. B. „Agrargeschichte" oder „Erscheinungswelt der Religion" oder „Literaturgeschichte") zu Gunsten von Einzelartikeln oder praktischen Serien. Freilich ist dies letztere Prinzip nicht rein durchgeführt. So fällt z. B. der an sich sehr gute Artikel „Malerei und Plastik" mit seinen 71 Spalten ganz aus dem Rahmen der jetzigen Anlage heraus. Hätte man alle Zweige auch nur der Kunst und Literatur gleich ausführlich und fachgeschichtlich behandelt, so wäre die Einheit des Ganzen gesprengt worden. Glücklicherweise hat man sich mit vereinzelten Beispielen begnügt, die dem Benutzer nun zeigen, welche Fehler auf den anderen Gebieten vermieden worden sind!

Vor allem ist der Fehler dort vermieden, wo er in der ersten Auflage schmerzhaft deutlich war: bei dem Artikel Philosophie. Dies Beispiel ist so beredt, daß wir es besonders beleuchten möchten. Unter dem Stichwort „Philosophie" bot die erste Auflage auf 75 Spalten etwas in sich Heterogenes und Unmögliches: zunächst eine prinzipielle Erörterung, die mit ihren 2 (zwei!) Spalten nur ganz ungenügende Andeutungen bringen konnte; dann eine Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von 23 Spalten und eine Geschichte der neueren Philosophie von 26 Spalten, die beide rein philosophiegeschichtlich orientiert waren und nichts gaben als eine Parallele zu vielen anderen kurzen Darstellungen der Geschichte der Philosophie; endlich eine Skizze der „Philosophie der Gegenwart in ihrer Stellung zur Religion" (24 Spalten), die von einem Theologen (Scheibe) stammte und reichlich Raum erhalten hatte, daher einen wirklichen Dienst im Rahmen des Ganzen leistete. Nur dieses letzte Stück war in RGG sinnvoll, alles übrige Raumverschwendung und in der Alleinbehandlung von nur zwei Teilen der Geschichte beinahe zufällig. Wie anders in der neuen Auflage! Wieder stoßen wir auf sehr verschiedene Verfasser; und doch ist insofern die Einheit gewahrt, als alles der Frage nach dem Verhältnis von Religion und Philosophie dient; sowohl die beiden Philosophen (Heimsoeth, Lipsius) wie die beiden Verfasser, die Philosophen und Theologen zugleich sind (Tillich, van der Leeuw), ordnen sich diesem Ziele unter. Und indem man auf ein Kompendium der Philosophie-Geschichte verzichtete, gewann man, trotz der Beschränkung auf die Hälfte, Raum sowohl für eine fruchtbare grundsätzliche Erörterung (der philosophischen Aufgabe selbst und ihres Verhältnisses zur Religion) wie für die Heranziehung aller Perioden der Geschichte. Die griechisch-römische Philosophie wird außerdem neben der „griechischen Religion" unter Griechenland gesondert behandelt; auch andere, religiös wichtige Einzelgebiete wie jüdische Philosophie, islamische Philosophie haben eigene Artikel. Wir sehen in dieser Änderung einen sehr großen Fortschritt, bedauern allerdings, daß der Raum für die Philosophie der Gegenwart so stark gekürzt worden ist und der Verfasser sich daher auf eine seiner Einstellung entsprechende Auswahl beschränkt hat (die immerhin so wichtige Erscheinungen wie die Phänomenologen, speziell Heidegger, stark heranzieht).

Leider ist solche Orientierung an dem Ziel des Lexikons nicht auf allen Gebieten gleichmäßig gelungen. Die sozialwissenschaftlichen Artikel z. B. sind zwar überaus lehrreich und verdienen ernsteste Beachtung durch die Ethik wie durch die kirchliche Praxis; aber sie reizen nicht selbst durch genügend deutliche Herausarbeitung der sitt-

lich oder religiös wichtigen Punkte zu solcher Beachtung. Hier hätte die Redaktion mehr Energie aufwenden müssen. Oder sind die Volkswirtschaftler für ethische und religiöse Gesichtspunkte weniger zugänglich als die Philosophen, mehr bloße Fachmänner positivistischen Kalibers? Das möchten wir gerade von denen nicht annehmen, die in RGG mitarbeiten (z. B. Heimann und Zimmermann). — Merkwürdig unausgeglichen ist die „schöne Literatur" behandelt, sowohl in der Raumzumessung wie in Wort und Gehalt. Man stelle neben viele ausgezeichnete Artikel, die ich nicht aufzuzählen brauche, die paar Bemerkungen über Jean Paul, die weder diesem selbst noch seiner heutigen Wertung gerecht werden, und die unverhältnismäßig ausführliche Behandlung Brausewetters! Man kann der Redaktion nur immer wieder sagen: Landgraf, werde hart!

Allein es sei genug des Lobes und genug der Kritik. Höchstens den historischen Abteilungen möchten wir noch ein besonderes Lob und eine besondere Kritik zuwenden. Ein Lob, sofern sie, obwohl die Verkürzung des Ganzen und der stärkere Ausbau mancher Abteilungen (wenn ich recht sehe, der Religionsgeschichte, der Sozialwissenschaften, der Gegenwartslage) naturgemäß wesentlich auf ihre Kosten geht, ganz überwiegend Wertvolles und Ausgezeichnetes bietet; eine Kritik, sofern sie die Kürzung zuweilen sehr ungleichmäßig durchführt. „Antike und Christentum" z. B. könnte knapper sein, da der Stoff auch an anderen Stellen mannigfach wiederkehrt: dagegen vergißt die Geschichte der Kirchenaeschichtsschreibung vor lauter Zeilenangst einen Kirchenhistoriker wie H. Reuter, und die Abteilung für Gegenwarts-Biographien ist so sparsam bedacht, daß Männer wie Eschweiler, Fezer, Th. Häcker, Knittermeyer keine Biographie erhalten. Und weshalb fehlen Stichworte wie „A und O" oder „Abba", die in der ersten Auflage vorhanden waren, und „Hermeneutik"? Weshalb hat „Liebe" nur einen ethischen, nicht auch einen dogmatischen Sonderartikel? Es wird sich empfehlen, dem laut Vorwort geplanten Registerband Ergänzungen beizugeben.

Im Ganzen aber ist das Werk eine so bedeutsame Leistung, daß es zu immer neuer Beschäftigung unter inhaltlichen wie unter formal-redaktionellen Gesichtspunkten einlädt. Man kann dem Verlag, den Herausgebern und Mitarbeitern zu seinem Gelingen nur aufrichtig Glück wünschen.

Berlin Kurt Kranzler

Brief eines Nationalsozialisten an den Herausgeber

Hochverehrter Herr Professor!

Es hat etwas Erschütterndes an sich, wenn Menschen durch die Welt gehen, wenn auch vielleicht mit ganz bizarren Wandeltürmen von Gedanken, und überall vergeblich um ein Fünklein von Verstehen betteln, aber es ist noch viel erschütternder, weil reine Tragik, die auch des letzten Restes ungewollter Komik mangelt, wenn ernste und ernst zu nehmende Menschen vergeblich sich mühen, einem in ihre feingesiebten Welten jäh, vielleicht brutal eindringenden Neuem gerecht zu werden. Und das Empfinden haben wir, haben es und stellen es mit Schmerz fest, wenn wir die Männer betrachten, die uns als Sterne am Himmel der Theologie vor Augen stehen, die unserem wissenschaftlichen Streben, Werten und Verstehen Richtung und oftmals Erfüllung geben und die wir nun bei einer gewissen, in harte Einseitigkeit sich bergenden Hilflosigkeit ertappen gegenüber dem Neuen, das in das deutsche Chaos wie ein sengendes und fegendes Ungewitter einbricht, der nationale Sozialismus.

Wenn ein Mann von Ihrer weltweiten Zeiterlebensoffenheit, hochgeehrter Herr Professor, Vorfälle, die sich an der Hochschule in Madrid zugetragen haben, in einem Atem nennt mit den Verzweiflungsausbrüchen in Wien (haben Sie sich einmal informieren lassen darüber, wie hier dem bodenständigen ostmarkdeutschen Akademikerstand langsam der Garaus gemacht wird?) und dabei, als ob es sich nicht um einen der kulturell hochstehendsten deutschen Stämme handeln würde, von der entschuldigenden Nähe des Balkans spricht, wenn Sie für die brennenden, leidenschaftlich und in tiefster Seele brennenden Nöte der jungen deutschen Menschen, bis zum Sterben ehrlicher junger Gewissen, schließlich doch auch nur das, sehr nach unfreiwillig übernommener Tendenz schmeckende Wörtlein „Rowdietum" finden, wenn Sie letzten Endes den ganzen gewaltigen, das ganze geistige, wirtschaftliche und politische Leben umfassenden Fragenkomplex „Nationalsozialismus" abtun mit der Formel: „Das Thema lautet jetzt: Der anständige Mensch und die Politik", dann müssen wir doch daraus eine gewisse Hilflosigkeit diesen Dingen gegenüber spüren, eine Hilflosigkeit, die sich vor sich selbst rettet in die formelhaft knappe Ungewißheit einer Allgemeinwendung.

Denn, sehr verehrter Herr Professor, was sagt uns eine Abwehr, die da lautet, das Thema heißt jetzt „Der anständige Mensch und die Politik", da unser ernstes Thema lautet: „Sterben oder Auferstehn!" Und da Sie schon vom Anstand reden: ja, wenn dies Auferstehn nicht kommt, und es kommt nur, das sagen wir und glauben es mit einer apokalyptischen Gewißheit, auf einem Weg, der in der geistigen Richtung des nationalen Sozalismus geht, dann kann von einem anständigen Sterben für unser Volk nicht mehr die Rede sein, sondern nur von einem kläglich ehrlosen Verenden.

Was sollen wir sagen, sehr geehrter Herr Professor, wenn wir lesen, wie in der „Christlichen Welt" feinnervig allem nachgegangen wird, was in der Welt an Gegensätzlich-Widersätzlichem, an Neuanklingendem, an Fernverrauschendem sich regt; für die ganze Welt, für die Nöte des fernen Ostens, das unbekannte Amerika, das Rätsel Rußlands, bis zu den, in einem seltsam fremdklingenden Deutsch hervorgesprudelten Inkonsequenzen einer „Judenchristin", für alles hat die „Christliche Welt" ein Herz- und Hirnöffnen, hat den Willen zum Verstehen — und nur für uns, Söhne desselben Volkes, gläubig getreue Kinder desselben Vaters im Himmel, gewissenhaft ehrlich ringende Christenmenschen, die sich gerade darum dem Nationalsozialismus angeschlossen haben, gibt es kein Hinhörenwollen, kein Verstehen.

Das ist ein Mangel, den Sie selbst fühlen müssen, sehr verehrter Herr Professor, und daß Sie ihn fühlen, glaube ich wohl schließen zu müssen aus der eiligen Knappheit, mit der Sie Ihre Ablehnungsstellung gegen uns beziehen.

Ich bin nicht naiv genug, um mir zuzumuten, Sie, sehr geehrter Herr Professor, zu bekehren, und ich würde nichts mehr bedauern, als wenn dies Schreiben eines jungen, Ihnen und der Welt gänzlich unbekannten Menschen, irgendwie in Ihnen den Eindruck erwecken würde, als wollte es belehren oder gar verletzen.

Es soll nicht mehr als eine Bitte sein, und darf nicht auch der Unbekannte bitten, eine Bitte an Sie, hochverehrter Herr Professor, lassen Sie uns den Glauben an unsere akademischen Lehrer, an die geistige Weite der akademischen Führer Deutschlands, versuchen Sie doch den Nationalsozialismus zu betrachten als das, was er uns ist und grundsätzlich sein will: nicht ein neuer Glaube, sondern ein neues Glauben, ein neues Glauben, das durchaus gelegen ist auf der weltentscheidenden Linie der Reformation, das letzthin dieselbe Wurzel hat wie das Erleben Luthers, weil es gegründet ist auf die weltüberwindende Macht des Gewissens und die todverachtende Kraft selbstloser Liebe.

Sie und die Ihren, Sie sehen und reden nur von Haß; haben Sie gar nichts verspürt von der urquellenden Liebe zu unserem armen und getretenen Volk, zu all den Armen

und Getretenen im Volk, haben Sie gar nichts verspürt von dem ursprünglichen Gottesglauben unter den „nationalsozialistischen Neuheiden", den wirklich bergeversetzenden Glauben an Gottes Treue, Macht und seine Gerechtigkeit, und hat er nicht schon Berge versetzt und Täler eingeebnet? Haben Sie gar nichts noch gemerkt davon, daß ein ganz neues Christuserleben in unseren Reihen wachklingt, daß wieder der Christ durch uns und unter uns lebendig aufsteht, nicht „der Stahlhelmchrist", wie auch sich Christen nennende Blasphemiker sagen, sondern der Christus, der doch gerade uns sogenannten modernen Theologen nicht fremd ist, der ein Schwert ist und eine duldende Seele, der ein Verschenken ist und ein Gericht.

Sagen Sie nicht, das ist Einer, der so spricht; es ist Einer, der es Ihnen hier ausspricht, es sind Hunderttausende, die so brennen; möchten Sie, hochverehrter Herr Professor, nicht doch noch schärfer, aufs Innere dringender, vom Inneren kommender schauen, prüfen und besinnen, ob all das wirklich nur Trugflammen sind.

Ich bin, in aufrichtiger Verehrung

Baden b. Wien, 1. 12. 1930 Hans Berner

Lieber junger Freund!

Glauben Sie nur, daß ein solcher Brief auf mich Eindruck macht! Warum haben Sie ihn nicht längst geschrieben?

Nun hat mein Wort über „unsre Söhne" in Nr. 23 Ihnen die Feder in die Hand gedrückt! Wie freue ich mich deshalb, daß ich es geschrieben habe!

Eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus enthielt es nicht. Nur den Ausdruck meines Kummers darüber, daß deutsche Studenten, Kinder unsrer Familien, sich an Methoden des politischen Kampfes verlieren, die ebenso undeutsch, wie inhuman und unchristlich sind. Können Sie diesen Kummer, dieses Ärgernis nicht verstehen? Und schließlich sind Sie doch nicht nur verantwortlich für diese Handvoll Rowdies unter den Studenten, sondern für die geradezu gezüchtete Brutalität unter Ihren Hunderttausend. Bis zum Überfall eines Arbeitervergnügens durch einen Ihrer Sturmtrupps und bis zu den weißen Mäusen und Blindschleichen im Berliner Kino. Sie sind doch solidarisch!

Dieser Erscheinung gegenüber bin ich, wie Sie richtig sehen, hilf- und ratlos. Und um so mehr, als ich dagegen nicht geschützt werde durch eine Ideologie, die ich begreifen und anerkennen könnte. Selbst die Kommunisten und Bolschewisten stehen mir dadurch näher, daß sie eine solche Ideologie haben. Denn die beiden Wörter „national" und „sozial" tun es nicht. Sie sind mir in ihrer Verbindung vertraut und lieb. War man doch auch einmal „nationalsozial" — und ist es noch heut. (Nebenbei: national sein heißt für mich nichts andres als für sein Volk, sein Vaterland, seinen Staat zu jedem Opfer bereit sein, mit dem einzigen Vorbehalt Apgesch. 5, 29. In diesem Sinne bin ich national.) Da müßte doch wahrlich leicht eine Brücke des Verständnisses geschlagen sein zu Ihnen hinüber. Aber ich finde für solche Brücke drüben kein festes Ufer! — Und wenn Sie Ihre Not klagen, so möchte ich gern mehr darüber hören. Ich weiß von so viel Not und leide darunter, daß mir vielleicht gerade die Not, die Sie vornehmlich empfinden, nicht genug zum Bewußtsein gekommen ist. Aber Not leiden, seine Not klagen ist doch noch keine Politik! ist doch noch keine Tat und noch kein Ziel! Notschrei ist Naturlaut, hat sein Naturrecht, aber wir sind doch mehr als Natur! Kurz, wenn Sie verstanden sein wollen, helfen Sie mir dazu. Helfen Sie mir, dann kann ich vielleicht Ihnen helfen.

Gott befohlen!

Ihr ergebener Rade

Paul Doumergue

Mit Paul Doumergue ist eine der großen repräsentativen Gestalten des französischen Protestantismus dahingegangen. Er war im Auslande weniger bekannt als mancher andere der kirchlichen Führer, denn man sah ihn selten auf den großen internationalen Kongressen. Immerhin gab es auch in Deutschland einen Kreis von Menschen, die diesen Mann mit weitem Geist, festem Willen und brennendem Herzen liebten und verehrten. Der letzten Tagung der Deutsch-französischen Evangelischen Einheit in Kaiserswerth hatte er noch einmal sein Lebenswerk programmatisch in Ausführungen über den christlichen Dienstgedanken vortragen dürfen.

Ohne irgendwelche Leiden oder Altersbeschwerden, die das nahe Ende angekündigt hätten, wurde der 71 jährige mitten aus seiner Arbeit fortgerissen. Der Tod nahm dem Fleißigen buchstäblich die Feder aus der Hand. Er stammte aus einer alten südfranzösischen Hugenottenfamilie, die dem Protestantismus verschiedene Führer gestellt hat. (Auch der jetzige Präsident der Republik ist ein entfernter Verwandter.) Er war zunächst Pfarrer und entfaltete als solcher eine fruchtbare Tätigkeit. Aber schon frühzeitig bedrückte es ihn, daß der französische Protestantismus keinen stärkeren unmittelbaren Einfluß auf das öffentliche Leben habe. So bildet sich bei ihm schon früh der Plan: „eine Vereinigung des evangelischen Glaubens und Denkens mit den Realitäten des geistigen und sozialen Lebens herzustellen und dieses Evangelium des Alltags den ängstlichen Laien zu bringen." So entstanden die beiden Gründungen, die mit seinem Namen untrennbar verknüpft sind: die Zeitschrift Foi et Vie und die Ecole pratique de service social.

Foi et Vie begann ihr Erscheinen am 1. Januar 1898. Benjamin Couve leitete sie, aber Paul Doumergue war ihr belebender und leuchtender Geist. Sie hat dauernd seine Züge getragen. In raschem Wachstum wurde sie neben Le Christiasnisme social die führende Zeitschrift für die gebildeten Protestanten. Es gelang Doumergue, den ganzen geistigen Protestantismus, auch den der Kirche Fernerstehenden, zur Mitarbeit heranzuziehen. Allen geistigen und sozialen Fragen offen und stets auf eine evangelische Lösung, nicht nur auf eine Diskussion bedacht, ist die Zeitschrift heute nicht nur eins der wichtigsten Informationsorgane, sondern auch eine der wesentlichsten Kräfte, die das Bewußtsein des französischen Protestantismus gestalten. Die Beihefte von Foi et Vie, die von Zeit zu Zeit erscheinen, haben größere Beiträge zu aktuellen sozialen Fragen gebracht. Die Zeitschrift verdiente viel mehr Beachtung im Auslande! Foi et Vie verfocht ein dreifaches Ziel: 1. den französischen Protestantismus auf die praktischen Aufgaben der Zeit hinzuweisen — was nicht unbegründet war, da die praktische Liebestätigkeit sich vielfach im rein Karitativen erschöpfte —, 2. den französischen Protestantismus mitten in das geistige Leben seiner Zeit hineinzustellen, und 3. den Draußenstehenden zu beweisen, daß der so viel bekannte und verachtete französische Protestantismus ein Recht auf Beachtung von Seiten der Geistigen habe.

Mit den Wirkungen der Zeitschrift vereinigten sich bald die „Vorträge von Foi et Vie", die jeden Winter stattfanden und deren Ziel es war, gegenüber dem von der laizistischen Bewegung mehr oder weniger offen propagierten Atheismus und Materialismus für den Spiritualismus zu werben. Man hat es damals Doumergue sehr verdacht, daß er bei seinen Bemühungen nicht an den kirchlichen Grenzpfählen Halt machte, sondern Denkern wie Boutroux, Bergson oder H. Poincaré das Wort erteilte. Durch Doumergues Bemühungen hat damals der französische Protestantismus im Kampfe gegen den Laizismus die Führung an sich gezogen in entscheidenden Zeiten.

wo es um die Zukunft nicht nur der Religion, sondern auch des Geistes in Frankreich ging, und wo der Katholizismus, kompromittiert durch die Affäre Dreyfus und den Streit um das Trennungsgesetz, nicht wirksam werden konnte. Diese Auffassung von der Aufgabe des französischen Protestantismus ist auch innerhalb der protestantischen Kreise nicht überall verstanden und gebilligt worden. Viele fanden, daß dadurch der konfessionelle Charakter des Protestantismus verloren ginge. Aber Doumergue ließ sich durch Angriffe und Enttäuschungen nicht entmutigen. Dazu lag um so weniger Grund vor, als seine Vortragsreihen sich ständig weitere Kreise eroberten.

Nach einigen Jahren schlossen sich an sie Studienkreise an, in denen die sozialen Fragen, die problèmes de la Cité behandelt wurden. Bald erkannte Doumergue, daß gegenüber den Nöten und Ungerechtigkeiten des sozialen Lebens die rein theoretische Beschäftigung nicht genüge und daß man in die Praxis gehen müsse. Nachdem er eine Reihe von Jahren die Herzen junger Menschen für den Gedanken der sozialen Hilfe gewonnen hatte, beschloß er, sie in die Arbeit zu senden. Er sah aber ein, daß das nur ginge, wenn sie neben dem guten Willen über die nötigen sachlichen Fähigkeiten verfügten. Das führte zur Gründung der Ecole pratique de service social kurz vor dem Kriege. Diese Wohlfahrtsschule war die erste ihrer Art in Frankreich; sie hat später mancherlei Nachahmung gefunden, ist aber nirgends eingeholt worden. Daß man in Frankreich überhaupt erst verhältnismäßig spät solche Schulen ins Leben gerufen hat, erklärt sich aus dem französischen Nationalcharakter. Man hat zuviel Respekt vor dem Privatleben des Anderen, um sich hineinzumischen, wenn dieser nicht darum bittet. Man hilft bereitwillig dem Notleidenden, aber eben nur für seine gegenwärtige Not. Auch in der Ecole pratique ist diese Einstellung nicht grundsätzlich geändert: die soziale Hilfe muß eine Beziehung von Mensch zu Mensch sein. Und die erste Bedingung für den Eintritt in die Schule ist deshalb die Bereitwilligkeit zu helfen; Wohlfahrtsarbeit ist zunächst Berufung, und dann erst Beruf. Aber Doumergue setzte dieser Arbeit neue Ziele. Die in seiner Schule ausgebildeten Kräfte sollten die menschliche Verbindung zwischen den einzelnen Hilfsbedürftigen und den staatlichen oder sozialen Organisationen herstellen. Denn nur so schien es möglich, den Hilfsbedürftigen wieder auf das normale menschliche Niveau zu erheben.

Die Lehrgänge der Schule umfassen zwei Jahre, denen seit 1928 noch ein einjähriger Vorbereitungskursus angegliedert ist. Die ersten Lehrkräfte von Paris halten hier Vorträge über volkswirtschaftliche, soziale, ethische Fragen; daneben gibt es eine gründliche theoretische Ausbildung in Buchhaltung, Kranken- und Säuglingspflege, kommunaler Wohlfahrtsarbeit, an Jugendgericht, Volksbibliothek, Kindergarten und dergleichen, denen praktische Arbeit in einzelnen Einrichtungen zur Seite tritt. Im Anfang war es nicht leicht, für die Zöglinge Anstellungen zu finden. Aber allmählich begriff die Öffentlichkeit den großen Wert der Dienste, die ihr hier angeboten wurden. Heute findet man die Schülerinnen der Ecole pratique im Sozialdienst der Krankenhäuser, im Jugendgericht, in den Beratungsstellen für Geisteskrankheiten, als Kindergärtnerinnen, Leiterinnen von Volksbibliotheken, Altersheimen, Waisenhäusern, Haushaltungsschulen, in den sozialen Ausgleichskassen usw. Die Schule kann heute die Nachfrage kaum befriedigen. Aber da sie ihrem Grundsatz getreu bleibt: „Die Berufung muß die Grundlage des Berufs sein" und da sie auf das Zusammenleben der Schülerinnen großen Wert legt, hat sie allen Versuchungen zu einer ungehemmten Ausbreitung widerstanden. Dienen, das war das Wort, in dem sich für Paul Doumergue das Wesen des Christentums erschöpfte. Er war kein Theoretiker der Religion, obschon es ihm an Klarheit und Bestimmtheit des Denkens nicht gefehlt hat. Aber seine Gedanken hatten immer nur das eine Ziel: Taten zu wecken. Nicht als ob er über das kontemplative Leben gering gedacht hätte. Aber es war seine Grundüberzeugung, daß Gottes Wille nur da erfüllt würde, wo der Mensch die Stille seiner Kammer dazu benützte, neue Kräfte zu sammeln, um der Welt draußen zu zeigen, daß der Glaube eine Wirklichkeit ist und um sich selbst zu überzeugen, daß ihm nicht an frommen Gefühlen läge, sondern an dem Willen dessen, der uns berufen hat. So ist dieser Mann, der Glauben und Leben im Dienste zur Einheit verschmolz, einer der edelsten und reinsten Repräsentanten des französischen Protestantismus geworden.

Münster Otto Piper

Ausstellung neue religiöse Kunst Münster i. W.

Gelegentlich des 69. Katholikentages 1930 ist diese Darbietung zusammengebracht worden. Wir kommen von Runge, Lechter, Edzard, Thoorop, Barlach. Das alles ist nicht Kunst für die Kunst, nein, will weder abstraktiv noch illustrativ sein. Diese Kunst arbeitet nicht mit Idealisieren von Gestalt und Umraum, wie die Nazarener und Cartonisten und Beuroner bald nach griechischer, bald nach deutscher „mittelalterlicher", bald nach präraphaelitischer Manier umreißend und sogar farbschwach in Farbe setzend. Von Romantik ist man weit abgerückt. Man mag sich wohl klar darüber geworden sein, daß diese Geistesbewegung gerade von entgegengesetzter Seite, vom protestantischen Sehnen nach Entrationalisieren der Bindungen des unendlichkeitsstrebigen religiösen Gefühles, eingeleitet und zu so bezwingender Freiheitsmacht getrieben wurde. Man wendet sich heute in aller Kunstübung — nicht nur der katholisch-religiösen — ab von der renaissancegültigen Verehrung des diesseitig Wirklichen und darum „Wahren". Weit voran steht ihr heute der Wert des Sinndeutens, die Aufgabe des Gehalterfülltseins. Für die Gerechtsame und Möglichkeiten der bildenden Künste eine doppelte Gefahr: nur noch darstellend, literarisch-illustrativ oder phantasierend rein symbolistisch zu werden. Blutwärme und Lebensnähe werden da unnütz, ja sie werden wohl als der Erscheinung versklavend ebenso eindringlich abgelehnt, wie von den italienischen Renaissancetheoretikern das rein spirituelle, raumlos schemenhafte „Unwesen" der Gotiker. Ihnen geht das transzendentale Schematisieren der Hochrenaissance nicht weit genug ab von verflachender, knebelnder Weltwirklichkeit, gerade noch die Transzendenz des Weltentsagens kann genügen zum Befriedigen rein oder frei künstlerischen Erfindens.

Ist aber dieses Entsagen wirklich gleichzusetzen der Transzendenz dort, wo sie wahrhaft und am Platze, d. h. systematisch kritisch gewährleistet und gefordert ist von seiten des Religiösen? Der Neukatholizismus nimmt wie vor Alters in den Zeiten des Altchristentums die Kunst für sich allein in Anspruch wie die soziale Gefühlssphäre, nicht beachtend, daß die sozialen Ideen wiederum gezeugt sind aus dem germanisch protestantischen Geistesleben, der zweiten nicht hieratisch-monarchistischen und nicht völkischen Erneuerung des altchristlichen religiösen Ideals nach Gründen und Ausbauen der Bischofskirche. Eins haben beide gewaltigen Organisationen, die katholische Kirche und der Sozialismus jedenfalls gemein: unbedingtes Unterordnen unter eine spekulativ gefundene, aber dogmatisch gefestigte Idee. Daher wohl die auffällige Einförmigkeit der Erfindungen, besonders im Kirchenbau.

Man ist wieder da angekommen, wo man im Beginne des 19. Jahrhunderts auf den altchristlichen Basilikenbau „zurückgriff". Nach heftigsten Erschütterungen aller Anschauungen von Wohlstand, gesicherten Doktrin von Staat, Gesellschaft, Zuständigkeit und Recht, Formel und Form, über sinnliche Werte und sittliche Würde flüchtet der völlig entkleidete Mensch in schlichte Einfachheit,

Eindeutigkeit, Reinigkeit und Klarheit. Da scheint nun abermals die zwingende Verbindung zwischen Kunst und Religion gefunden zu sein oder sich darzustellen: das Gefühlsbedürfen des reinen einfachen Menschen sich aufzurichten aus aller Beschwernis des gegenwärtigen und diesseitigen Lebens und die äußerste Vereinfachung für den Ausdruck dieses Gefühles. Es ist wohl wahr, daß Gestaltungskunst heute fast abgelöst zu sein scheint von Gehaltskunst. Jedoch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß aus der Bewegung der Kunst für die Kunst die heute in Wert und Geltung stehenden Ausdrucksmittel logisch, ja organisch sich entwickelt haben.

Jetzt geht beides, der mathematisierte und der ornamentierte Organismus, recht gut mit dem zusammen, was als Höchstgehalt einer sinndeutenden Kunst bezeichnet wird: das Religiöse. Nicht übersehen werden darf aber, daß bei solcher Höchstenthobenheit auch Bekenntnisunterschiede sich verwischen, eigentlich schwinden müssen, wie die methodologisch tiefere Scheidung aufgehoben scheint in das höhere Wesen religiöser Kunst.

In der Tat fällt es schwer, auf dieser Ausstellung das insonderheit Katholische, worauf doch nach Katalog besonders Gewicht liegt, herauszufinden. Solcher Kirchenbau ist so unkatholisch, wie es die altchristliche Basilika, die Hallenkirche und der Zentralbau der Renaissance waren. Eigentlich Gelegenheit zum Anbringen vieler Altäre und in entsprechender Stilform bot doch nur die Romantik, der gotische Typus der Chorumgangsanlage, auch an den Langhaus-Seitenschiffmauern, wenn sie zwischen den Strebepfeilern ausgerückt wurden, also „Kapellen" bildeten, wie am Chor, und unter gleicher Bedingung die barocke Langhauskirche. Ja, man gibt derzeit nicht nur die kostspielige Schmuckart und bereichernde Inhaltsfüllung für Andachtsbedürfnis und Lehrermahnung offenbar daran, sondern verzichtet vorwiegend auch auf die so oft schon ihrerseits symbolisch gedeutete Dreischiffigkeit zu Gunsten riesig hoher und breiter Einschiffgestaltungen unter gebrochener Wölbung. Ein gewaltiges Christusbild in den Formen des „Neubyzantinismus" herrscht über die schlichte Mensa her von der Wand einfachster Concha, oder gar nur ein machtvolles lateinisches Kreuz durch den Raum oder über ihn, symbolisch mehr als Herr denn als der dort wohnende Gott. So wird jedem heidnischen Verörtlichen des Kultus der Hals gebrochen: Christus, der Mittler zu Gott, soll hier nur mehr im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden. Und damit sollte der Protestantismus nicht einverstanden sein? In der Tat sieht man auf der gleichzeitigen juryfreien Ausstellung in Düsseldorf gleiche Probleme im Dienste des protestantischen Kirchenschaffens durchgearbeitet.

Rund- wie Spitzbogenwölbung scheinen unbeliebt zu werden; von der letzten Grundform findet sich nur ein Beispiel nach der Art der Neuulmer neuen Garnisonkirche, d. h. mit von Grund aufgehender rippenreicher Wölbung. Dagegen ist die ganz vereinfachende — und ernüchternde — Flachdecke zahlreicher, der allerdürftigste offene Dachstuhl kaum vorgesehen, der doch der ganz durchgehends die Außenerscheinung bestimmenden äußerst flachen Dachlage bestens entsprechen würde. Auch die großförmig starre, hohe Stirn frühromanischer nordwestlicher Gotteshäuser wird wieder angelegt, raumkörperlich oder nur als Fläche, als Sockel für das hohe einsame Kreuz des Christensymboles.

Symbolik des Christenglaubens an die zukünftige Herrlichkeit durch Erniedrigung, durch leibliche Dürftigkeit zu seelischer Begnadung und Symbolik der unterschiedlosen Gemeinde-Einheit und -Gleichheit in diesem Glauben strömt so in diesen Bauten schlichter Größe und von ihnen aus über Land und Stadt. Auch über diese; denn auch turmlos werden sie, solange die Städte noch nicht aus Wolkenkratzern bestehen, durch genannte Eigenarten herrschen, ob ihrer Gradwandigkeit, kubischen Starrheit.

Es bleibt viel Flächenraum für Wandmalerei, wenig in den langen, engen Fenstern für Glasmalerei. Entwürfe für solche bilden einen zweiten Teil der Schau. Soviel man noch bei Romantikern und Nazarenern an Heiligen- und Legendenmalerei antrifft, so auffällig tritt dieses die spezifisch katholische Andachtskunst so stark bereichernde Schaffensgebiet in Münster zurück; wir dürfen erweitern: ganz allgemein, außer in Beuron. Aber Beuron geht nur auf Cornelius und Veit zurück, die historisierenden Romantiker, nicht auf Altchristliches. Ein heiliger Markus, heiliger Lukas, heiliger Sebastian, eine heilige Elisabeth finden sich, blockhaft selbst im Glasgemälde zusammengelegt, dadurch altchinesischen Farbenholzschnitten sich nähernd. Christus- und Maria-Darstellungen herrschen weitaus vor; unter dem fortwirkenden Einflusse des grausen söhnefressenden Krieges die Vesperbilder von besonderer Macht und Güte. Aber es ist doch schier unbegreiflich, wie eine so genau einer Pieta des beginnenden 15. Jahrhunderts nachempfundene und nachkomponierte wie die von H. Baumer als etwas vom neuen Einflußnehmen des katholischen Geistes Zeugendes vorgesetzt werden kann. Wirklich neuzeitlich, d. h. geladen mit dem proletarierhaft trotzigen Erstarren gegenüber der Überlast des Untragbaren im Geiste Barlachs, Meuniers erscheint die Abwandlung der Gruppe auf Peruginos Gemälde in Florenz aus der Hand F. Guntermanns, der als Parallele zu den Beinen des Leichnams unter seinem Kopfe aus der haltenden Hand der Mutter eine Mantelbahn zum Erdboden niederfallen und sich dort als Gegenstück zu den Füßen links in mehreren Faltenlagen aufbauen läßt.

Dieses schwer sich Gebende, das leicht so dumpf, ja leer wirkt, ist seit v. Gebhardt, ja seit Uhde, Segantini, Meunier so fest mit aller religiöser Kunst verquickt, daß man fast Meinens scheint: nur in Gemütern, in denen noch vieles nicht durch Denkarbeit in Angriff genommen ist, auf denen der Druck von Arbeit und Ratlosigkeit laste, erspringen die tiefsten, aufsteigenden Quellen noch am reinsten und klarsten. Wir bekennen ja das Evangelium der geistig Armen. Sind sie jedenfalls nur den Enterbten gleichzusetzen? Es ist auffällig klar auch hier zu beobachten, daß ein äußerstes und sogar ein tendenziös naturalistisches Element des heutigen Denkens — eines seit 50 Jahren heutigen — in der Kunst der Transzendenz fortlebt, z. B. in einer Reihe von Bildern des Christuslebens in Zwischenglasmalerei mit reichen, warmen Farben schweren Charakters. Und doch können wir wiederum nicht anerkennen, daß solche Verbindung transzendenter Andacht oder Frömmigkeit und Verehrung des reinen Menschen im Proletarier ein besonders katholisches Eigentum sei: ein jeder Reformversuch an der allzu aristokratisch gewordenen alten Kirche hat rein weltgeschichtlich eingesetzt mit dem Erneuern der altchristlichen Forderung des Armseins des Einzelnen um der Gemeinschaft willen, und der bisher fruchtbarste, weil tiefst schürfende Illustrator der Bibel war ein merklich protestantischer Geist, war der Holländer Rembrandt, der nicht nur Modelle und Milieu aus den Kreisen der Armen nahm, sondern auch Farbigkeit, Stimmung und Seelenwerte. Ich weiß nicht, ob Paula Modersohn und Käthe Kollwitz Protestanten sind, wohl aber, daß der Protestantismus dieser Kunst so nahe steht wie der Katholizismus, vielmehr ihr ebenso viel Boden bietet wie dieser.

Es läßt sich vielleicht so ausdrücken: Während die protestantische Hochkirchenbewegung emsig am Werke ist, liturgische und sogar kultische Gehalte dem Gottesdienste bereichernd aus dem unerschöpflichen Reichtum des Katholizismus an solchem Besitze einzufügen, sucht die katholische Kirche im anderen durch die Jahrhunderte nur ihr zugebilligten Gebiete künstlerischen Ausdrucks geschichtlich notwendige Vereinfachung und dadurch Verinnerlichung denselben und doch immer neuen lebensfähigsten Darstellungsaufgaben abzugewinnen — auch aber nicht sie mit

Vorzug und allein gar. Soweit sie Dogma und Geschichte auseinanderhalten, im Ethos werden die beiden Kirchen durch das unerbittliche Walten des Zeitgeistes zusammengeführt nicht sowohl als einander genähert.

Marburg Carl Horst

Manfred Kyber

Man stellt einer Betrachtung über Manfred Kybers Werke und Weltanschauung am besten eine Anekdote voran, die zugleich charakteristisch für den Dichter wie seine Stellung in unserer Zeit ist. Als Kyber 1912 seinen heute in hunderdreißigtausend Stücken verbreiteten Band „Unter Tieren" veröffentlichte, gab eine führende Berliner Literaturzeitschrift die mit Recht berühmt gewordenen märchenhaften und so realen Satiren einem ehemaligen Oberforster, der seinerseits zoologisch getreue, biologisch, wissenschaftlich fundierte, aus Jagdleidenschaft hervorgehende Tiergeschichten schrieb und noch schreibt, zur Kritik. Und dieser brave Nimrod hatte nichts Besseres zu tun, als Kybers dichterische und geistige Tat als „wehleidig", „albern", „sentimental", „schwachseliges und weichherziges Gewinsel", „quabblig weiches Mitleid", „mangelhaftes, abgehacktes Deutsch", Produkt eines „dekadenten, sentimentalen Gorki-Russen oder einer hysterischen Tierschutzvereinlerin", „kleinen, kleinlichen Geist", „Machwerk", „läppisch", „zoologische Unsinnigkeit" zu bezeichnen, kurzum als ein „Geschreibsel", das „gesunddenkende Männer peinige". Eine „literarische" Zeitschrift, der es also auf das Geistige und Künstlerische ankommen sollte, druckte diesen Zornesergruß eines Mannes, der nur Jagdliebhaber, Fach-Zoologe und Rationalist zu sein vermag, ohne zu ahnen, daß es Kyber auf ganz Anderes als das auch heute modisch beliebte Beschreiben und Beobachten des Tierlebens und der Tierbesonderheiten ankommt, daß Kyber ebenso sehr Dichter wie geistiger Mensch ist und stets nach der Gestaltung des Seelischen, Offenbarung des Geistigen, Veredlung des Menschen wie des gesamten Lebens strebt.

Das deutsche Volk war in seinem Wesenskern glücklicherweise viel gesünder als der federfuchsende Oberförster. Es bekannte sich nicht zu dessen roh-materialistischer Auffassung, daß Tiere dazu da sind, um wissenschaftlich, biologisch-zoologisch bearbeitet oder auf der Jagd verfolgt und ausgerottet zu werden. Sondern erlebte durch Kyber mit wachsender Teilnahme und durch den Krieg geschärften Kräften gerade jene Lebenseinheit von Tier und Mensch in aller Natur, jene kosmische Einheit aller Lebewesen, aus der sich ohne weiteres das Gesetz der Güte, der Liebe, der Barmherzigkeit ergibt. Der Dichter Kyber drang trotz dem Oberförster zum Herzen des Volkes, weil er seine Gefühle, Gesichte, Erkenntnisse reinen Herzens darbot. Und stellt heute mit seinem Gesamtwerk eine der zu größtem Lebensmut erhebenden Erscheinungen innerhalb der Gegenwartsliteratur vor.

Denn hier ist endlich einmal — mag man nun zu den beiden Tierbänden „Unter Tieren" und „Neue Tiergeschichten", darin durch das Bild des Tieres die Aufhellung des menschlich-allzumenschlichen Daseins ebenso wie der tierischen Existenz in köstlicher Satire, freiem Humor, märchenweiter Bewegtheit, lebenkennender Wirklichkeit, farbiger Erfindungsfülle erfolgt, oder zu den echten, aus kinderhaftem Gemüt, froher Phantasie, weiser Einfalt und edelster Erkenntnis quellender „Märchen" und innigen Märchensammlung „Puppenspiel" oder dem indischen Märchen „Der Königsgaukler" (wie alle Bücher Kybers bei Grethlein und Co., Leipzig) greifen — das gewagt, was nur ganz wenige Dichter in den letzten Generationen gewagt haben: das menschliche Sein auf dieser Erde vom Zentralpunkt des Lebens aus angepackt! Manfred Kyber sieht, ein moderner Franziskus von Assisi, zuerst die Einheit allen Lebens: also des diesseitigen wie jenseitigen, sinnlichen wie übersinnlichen, physischen wie metaphysischen, und weiter des menschlichen, pflanzlichen, tierischen, kosmischen, göttlichen! Er hat den Mut, Bruder und Gleichgestellter von aller Kreatur zu sein, aus dem Einssein in Gott heraus. Dann folgert er aus dieser Einheit mit wunderbarer Reinheit und Wahrhaftigkeit die notwendige Brüderlichkeit zu allem Sein, eben die Erfüllung des Gesetzes der Liebe, der Güte, der Barmherzigkeit. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" ruft er mit Goethe in die Gegenwart, und mit Christus spricht er: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" Mit Goethe und Christus, mit den indischen Weisen und den höchsten Religionsoffenbarungen dieser Erde kämpft er nun als Dichter und Schriftsteller für den Neuaufbau der Kultur aus diesem seelisch-geistigen Urgrunde der Liebe herauf, indem er uns jederzeit die Gegenwärtigkeit allen Seins, des übersinnlichen wie sinnlichen, zum Erlebnis bringt. Der Geist der unendlichen Liebe und des Gemeinschaftsbewußtseins mit allem Leben macht ihn für das Reich der Seele, des Geistes, des Metaphysischen ebenso sehr zu einem glasklaren, unbeirrbaren und gegen alle mechanisierte Zivilisation mit hellsichtiger Männlichkeit kämpfenden Okkultisten, der uns eine gute „Einführung in das Gesamtgebiet des Okkultismus" (Verlag Union, Stuttgart) geschenkt hat, wie im Reiche der Tiere zu einem leidenschaftlichen Vorkämpfer allen Tierschutzes, der in seinem Buche „Tierschutz und Kultur" (bei Grethlein und Co., Leipzig) gegen jedwede Grausamkeit gegenüber den Tieren, gegen Vivisektion, Schächten, die Unsitten der Jagd, wissenschaftliche Tierfolter auftritt. Hier arbeitet er ebenso mit unsern erhabensten Geistern zusammen, die der Idee der Humanität ihr Leben opferten, wie er auch ein Vorbild abgibt für einen Mann, der nur nach dem Gewissen edlen Menschentums handelt und nach sonst keiner Wesenheit.

Dieses edle Menschentum Kybers offenbart sich in seinen Dichtungen nun keineswegs, wie seine Gegner es daherschwatzen, „quabblig-weich" und „rührselig-süßlich", sondern mit der ganzen Kraft gesunden Mannestums. Dies Mannestum sieht seine Gesundheit freilich nicht in der Roheit, in der Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit gegenüber aller Kreatur, sondern gerade im seelischen Adel, in der edelsten Geistigkeit, in der erhabensten Sittlichkeit, in der ehrfurchtbestimmten Religiosität, in dem unbedingten Wissen von der großen kosmischen Einheit alles Lebenden. Aus dieser Haltung und Gewißheit ergibt sich ohne weiteres das Vermögen Kybers, ebensosehr ein verträumter, lyrisch bestimmter, lächelnder gemütreicher Freund der Kinder, Blumen, Tiere, Käfer, der ganzen Natur und Idylle zu sein wie ein harter Satiriker, lachender Humorist, dunkler Tragiker, der die „Grotesken" des Daseins, wie ein ebenso heiterer wie erkenntnisträchtiger Erzählungsband heißt, durchschaut. Er ist eben im Besitze des gültigen Maßstabes, mit dem er das menschliche Dasein auf Herz und Nieren prüft: unbeirrbar! Hier erhält man echteste Lebenswahrheit und Lebensweisheit. Darüber hinaus aber auch von dem wissenden, religiösen Okkultisten das Reich der Seele: letzthin in seinem einzigen Roman „Die drei Lichter der kleinen Veronika" reich ausgebreitet im Träumen und Leiden, Atmen und Veratmen einer Kinderseele, oder früher schon bezeichnend für des Dichters nordische Heimat mit dem Schatten wehmütiger Melancholie in den Geschichten „Halbmast geflaggt".

In Manfred Kyber ist endlich wieder ein Dichter unter uns erstanden, der nur um des Mysteriums der Seele willen zu schaffen vermag. Auch seine schlichte Lyrik, seine Dramen, deren eines einst auch am Berliner Staatstheater aufgeführt wurde, beweisen, daß dieser Poet weiß, wie sehr alles menschliche Sein nur sinnvoll sein kann, wenn es von innen her, aus dem Heiligen Geist bestimmt wird. Darum kann man sich nur darüber freuen, daß Kybers Bücher einen großen Publikumserfolg haben. Diese Geschichten, Märchen, Erzählungen, Verse, Satiren,

Grotesken, Dramen sind unsere schönste Hoffnung, daß die Menschheit aus materialistischem Chaos und rationalistischem Hochmut doch einmal den Weg zu ihrer höheren Bestimmung zurückfinde.

Auch Manfred Kyber läßt sich durch alles Leid seines Erdenweges und alle Verkennung seines Schaffens ja von diesem Glauben an die endgültigen Siege der Liebe und Güte zu allem, was das Leben heißt, nicht fortreißen. Aus einer in Riga und auf dem livländischen Familiengut Paltemal bei Ligat verbrachten Jugend, die den Gymnasiasten auch nach Petersburg führte, kam der dem Lebenssinn nachspürende junge Balte früh nach Deutschland, um in Leipzig Philologie zu studieren. Aber die Fachwissenschaft versagte auch dieser reinen Seele gegenüber. Die freien Studien galten fortan dem Reich des Übersinnlichen. Er blieb seit 1900 Deutschland treu, lebte meist in Berlin, nach dem Kriege einige Jahre in Stuttgart, hier auch Theaterkritiker am Schwäbischen Merkur, bis er sich in Löwenstein bei Heilbronn ganz sein Heim bauen konnte. Aus der Stille seines Landlebens wirkt er dichterisch und schriftstellerisch nimmer ruhend für die Ideale seiner Weltanschauung, die auch stets die Lebensideale einer edlen Menschheit sein werden und die Vorherrschaft im Kulturleben der Erde erhalten müssen.

Berlin-Grunewald Hanns Martin Elster

Bücher und Schriften

Baumgarten und die Nationalsozialisten. Von H. Mulert, Professor in Kiel. Neumünster in Holstein, Karl Wachholtz-Verlag. 24 S. 75 Pfg.

Unsre Chronik mußte bereits von dem Unglimpf berichten, dem unser Freund D. Baumgarten als berufener Prediger des deutschen Bachfests in Kiel von Seiten nationalozialistischer Studenten ausgesetzt war. Wer sich näher dafür interessiert, findet Zuverlässiges in Mulerts Schrift; sie ist billig genug, daß wir auf sie verweisen dürfen. Dieses Stück Studentengeschichte ist zu traurig, als daß wir dabei verweilen möchten. Man wird nicht dadurch getröstet, daß der akademische Senat seine Pflicht getan hat. R

Unter Gottes Führung. Zeugnisse religiöser Erneuerung moderner Menschen. Herausgegeben von J. Ferdinand Laun. Gotha, Leopold Klotz 1931. 220 S. 3, geb. 4.50 M.

Wer Launs Artikel in Nr. 22 „Ökumenische Erweckung" gelesen hat, wird ihn nicht vergessen haben. Nun sind hier schon die dort verheißenen Dokumente gefolgt. An dreißig sehr verschiedene Menschen vereinigen sich hier in dem Bekenntnis, daß sie in der Sphäre dieser neuen Oxford-Bewegung ihr Heil und ihren Heiland gefunden haben. Ich möchte dazu heute nichts sagen. Buch und Sache wird uns noch viel beschäftigen. Ich wollte, wir wären wieder wie wohl sonst in unserm Heim in Friedrichroda zusammen, könnten es dort miteinander lesen und uns darüber aussprechen. Wir sind doch dort auch, wenn es sich recht trifft, solch eine house-party. Vielleicht schreibt mir doch der oder jene von unsern Lesern und Leserinnen, was sie zu dem Buche sagen, legt auch Zeugnis ab. Und das gibt dann einen rechtschaffenen Aufsatz zur Sache. R

Das religiöse Deutschland der Gegenwart. Von Carl Schweitzer. 2 Bd. Berlin, Hochweg-Verlag 1929. 552 S. 13.50 M.

Der zweite Band umschreibt den „christlichen Kreis": „Katholizismus (Ohlemüller), außerkirchliche sogenannte „christliche" Strömungen (Jacobi und Dähnhardt-Diestel) und Protestantismus (18 Abschnitte ohne strenge systematische Gliederung von 22 Verfassern). Wertvoll sind die Berichte Jacobis aus eigenem Erleben, aber seine Gesamtbehandlung der Sekten ist sehr lückenhaft. Der Protestantismus wird eingeleitet durch einen prätentiösen Artikel des Herausgebers über die „Neuentdeckung der Kirche": die junge Generation schreibt sich so gern als Errungenschaft zu, was sie von der alten nicht rechtzeitig gelernt hat. Natürlich wird auch nur ihre Literatur, die der Nachkriegszeit, berücksichtigt. Auch die „Theologie" von Althaus entdeckt viel zu viel Neues, das immer schon da war. Sogar der eschatologische Charakter der Predigt und Haltung Jesu ist wieder einmal „neu entdeckt" worden, und der „Existenzialismus", ein übles Modewort, soll uns neue Entdeckungen vermittelt haben. Im übrigen ist ein reiches, wohlgesichtetes Material vor dem Leser ausgebreitet. Die ernstesten Probleme wie die Aktivierung der Einzelgemeinde und die Erhaltung der Innerlichkeit in dem kirchlichen „Betrieb" der Gegenwart werden eindringlich besprochen von Stahl und Wendland. Erfreulicherweise ist den Freikirchen ermöglicht worden, selbst zu sagen, was sie sein wollen; eine kritische Ergänzung fehlt. Vermißt habe ich in der „Öffentlichen Mission" den Evangelischen Bund, die Volkskirchenbünde und den Sonntagsbund, in der evangelischen Liebesarbeit die Evangelischen Sterbekassen, die zugleich ein beachtliches Gegengewicht bilden gegen die Freidenkervereine und ihre Feuerbestattung, die Abdämmung der Wohnungsnot durch evangelische Baukassen und dergleichen. Als Ganzes ist das Buch ein wertvolles Gegenstück zu dem „Protestantismus der Gegenwart" von Schenkel. August Schowalter

Christus im 20. Jahrhundert. Ein Jahrgang Predigten. Von Dr. Hermann Heisler. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft 1929. 182 S. 4.50 M.

Im Gegensatz etwa zu den abstrusen Evangelienbetrachtungen von Lic. Bock wirken diese 35 Evangelienpredigten des Münchener Predigers der Christengemeinschaft schon mit ihrer schlichten, schönen Sprache überaus wohltuend und anziehend. Die höheren Erkenntnisse und Geheimnisse Rudolf Steiners werden wohl rühmend genannt und vorausgesetzt, aber nie ausgeführt. Im Mittelpunkt steht eine eigenartige Christusspekulation und naturhafte, sakramentale Christusmystik. Die konkreten religiösen und sittlichen Probleme und praktischen Lebensfragen, um die sich die moderne kirchliche Predigt bemüht, treten auffallend zurück. Überhaupt wird die Eigenart dieser Predigten besonders deutlich, wenn man sich einmal bewußt wird, was in dieser Verkündigung fehlt. Person, Wort und Werk „Jesu" in seiner geschichtlichen Vermittlung spielen keine Rolle gegenüber dem übergeschichtlichen, gegenwärtigen Christus. Von Gottes Gegenwart, Gotteskindschaft, Gottesreich, dem Vater im Himmel ist nicht die Rede. Alles Gotterleben und Gottvertrauen ist völlig verdrängt von dem Christusleben, dem Christus in uns. Dieser Christus aber ist die Sonne. Hermann Steiner

Unschuldig verurteilt. Ein Notschrei aus dem Gefängnis. Von Paul Kohlstock. Karlsruhe-Rüppur, Verlag der Religiösen Sozialisten. 139 S. 2.50, geb. 3.30 M.

Unter diesem durch das, was Verfasser zu seiner Erklärung sagt, doch nicht ganz gerechtfertigten Titel bespricht er einleitend die Frage nach der persönlichen Schuld und das Problem der Willensfreiheit, sodann die Ursachen der Kriminalität, unter denen er mit ganz besonderem Nachdruck den Alkoholismus als den „Hauptschuldigen" hervorhebt, den Zweck der Strafe und die Gestaltung des Strafvollzuges, also die Bekämpfung der Kriminalität und die Behandlung des Kriminellen, und mehr anfangsweise die Religion im Gefängnis, um mit einigen persönlichen Erfahrungen zu schließen. Ein Buch, das, weil es aus persönlicher Kenntnis und langjähriger Erfahrung hervorgewachsen ist, zur Einführung in diesen ganzen Fragenkreis vorzüglich geeignet ist. Ein Buch aber auch, das, da man ihm anmerkt, wie sehr alle diese Fragen dem Verfasser auf Herz und Gewissen gebrannt haben, uns bedrückend zum Bewußtsein bringen kann, wie zweischneidig doch alle menschliche „Gerechtigkeits"-Übung ist. Besonderer Beachtung wert erscheint da, was der Verfasser über den Sinn und Unsinn, Wert und Unwert der Freiheitsstrafen und über die zu hohe Bestrafung der Eigentumsvergehen sagt. Es muß freilich auch gesagt werden, daß seine Ausführungen doch auch zugleich zeigen, wie schwer es ist, einen brauchbaren Ersatz für die Freiheitsstrafen zu finden. Denn daß z. B. die von Kohlstock im Anschluß an Fr. W. Foerster vorgeschlagene Verwendung von Straffälligen in der Kranken-, Blöden- und Krüppelpflege etwas ist, was höchstens in verschwindenden Einzelfällen tunlich wäre, ist sofort klar, wenn man die Sache vom Standpunkt der Ärzte und Kranken aus ansieht.

Nicht unbemerkt will ich lassen, daß Kohlstock bei der Bestimmung des Strafzwecks den heute so beliebten Fehler — das ist es meines Erachtens —, begeht, nur nach der Wirkung auf den einzelnen Rechtsbrecher, nicht nach der auf die Gesamtheit zu fragen. Das hat zur Folge, daß dann auch bei der Besprechung der Todesstrafe die Frage, ob sie nicht notwendig sei für die Erziehung der Gesamtheit zur unbedingten Heiligkeit des Lebens des Nächsten, kaum gestreift wird. Und doch dürfte das die entscheidende Frage sein. Damit soll nicht gesagt sein, daß man bei Beachtung dieses Gesichtspunktes zur Rechtfertigung der Todesstrafe kommen müßte — das ist meines Erachtens nicht der Fall —, aber keine Behandlung dieser Frage wird durchschlagen ohne gründliche und sorgfältige Prüfung dieser Seite der Sache.

Mit seiner einseitigen Betonung der Erziehung des Einzelnen hängt Kohlstocks bedenkenloses Eintreten für das unbestimmte Strafmaß zusammen. Man hat uns durch die Einführung des Stufensystems gezwungen, die Gefangenen zu scheiden in solche, die erzieherischen Maßnahmen zugänglich sind, solche, die es noch nicht sind, solche, bei denen sie Erfolg gehabt haben, und solche, die überhaupt nicht erziehbar sind. Man stellt uns damit eine Aufgabe, die wir nicht lösen können. Auf Schritt und Tritt spüren wir, wie sehr durch die unvermeidlichen Unsicherheiten und Fehlgriffe das Vertrauen der Leute zu unserem Gerechtigkeits-Willen bedroht wird. Die Einführung des unbestimmten Strafmaßes würde eine neue Quelle noch verhängnisvollerer Unsicherheiten und Fehlgriffe werden. Sicherlich: die Gerechtigkeit fordert, daß der Täter, nicht die Tat bestraft wird. Es fragt sich nur, wie-

weit wir Menschen zu solcher Gerechtigkeitsübung befähigt sind. Die Tat kennen wir *), den Täter kennen wir nicht. Daran wird auch alle erbbiologische Forschung nichts Wesentliches ändern.

Friedrich Schmalz

Die Wirkungen der Freiheitsstrafe und Untersuchungshaft auf die Psyche der Gefangenen. Von Dr. iur. Rudolf Sieverts. Hamburgische Schriften zur gesamten Strafrechtswissenschaft, Heft 14. Mannheim, J. Bensheimer 1930. 186 S. 9 M.

Der Eindruck, den das Buch hinterläßt, ist erschütternd und erschreckend. Es handelt sich freilich um eine Untersuchung, die noch sehr der Ergänzung bedarf. Das hebt der Verfasser selbst hervor und betont nachdrücklich die Unzulänglichkeit des Stoffes, der die Grundlage seiner Darstellung bildet. Diese stützt sich nämlich, da es an sonstigen wissenschaftlich verwertbaren Beobachtungen fehle, fast ausschließlich auf das, was etwa 45 Haftmemoiren in dieser Beziehung bieten. Nun gehören die Verfasser dieser Memoiren fast alle den Kreisen der Intellektuellen an, also der Schicht, die nur einen sehr geringen Bruchteil der Gefangenen bildet und doch in mannigfacher Hinsicht die Haft anders erleben wird wie die große Masse. Auch gehören sie zum Teil einer doch schon recht weit zurückliegenden Zeit an, seit der sich der Strafvollzug nicht unerheblich gewandelt hat. Dazu fehlt eine zuverlässige Kenntnis der seelischen Struktur, die diese Menschen mit in die Haft brachten, eine Kenntnis, die für die Beurteilung ihrer Hafterlebnisse und ihrer Berichte darüber von besonderer Wichtigkeit wäre. Schließlich muß man sich doch auch gegenwärtig halten, daß es für den von der Inhaftierung Betroffenen aus verständlichen Gründen sicher nicht leicht ist, den Strafvollzug rein sachlich zu sehen und darzustellen. Es kommt noch Eins hinzu: es handelt sich gar nicht durchweg um reine Auswirkung der Freiheitsentziehung an sich. Was das Erleben der Untersuchungshaft fast allgemein „fast an die sogenannten traumatischen Erlebnisse grenzen" läßt, ist doch in erster Linie das Hereinbrechen des verschuldeten oder unverschuldeten Schicksals, daß der Betreffende als Täter einer unehrenhaften Handlung vor der Öffentlichkeit bloßgestellt wird oder in den Verdacht einer solchen Handlung gerät. Die Haft ist nur das, was die Wirkung dieses Schicksals steigert und verschärft. Das gilt von der Untersuchungshaft; aber auch bei der Strafhaft steht jenes Schicksal immer im Hintergrund, und die Art, wie sich die Betroffenen damit abfinden, ist entscheidend für die Art, wie sie die Umwelt in der Strafhaft erleben, und damit auch dafür, wie sie auf sie wirkt. Aber selbst wenn man das alles in Betracht zieht, — die Tatsache bleibt, daß zunächst die Einzelhaft den Menschen in eine so naturwidrige Lage versetzt, daß sie schädigende und ins Abnorme abdrängende Wirkungen auf die Psyche haben muß und damit dem Strafzweck der Resozialisierung entgegenwirkt. Anderseits führt, wie Sieverts nachweist, die Gemeinschaftshaft zu einer geistigen und moralischen Niveausenkung der Gesamtheit und des Einzelnen. Diese Erfahrung war es ja auch, die einst mit solcher Begeisterung den Gedanken der Einzelhaft aufgreifen ließ. Der Weg, die auf beiden Seiten drohenden Gefahren möglichst unwirksam zu machen, scheint zu sein, daß die Gemeinschaftsgefangenen vor allem mindestens für die Nacht getrennt und die einzelnen Gemeinschaften verkleinert werden, daß der Erzieher, der dann aber ein wirklicher Erzieher sein muß, wirklich ein führendes Mitglied der Gemeinschaft wird, und schließlich, daß die einzelnen Gemeinschaften mit einem gewissen Maß von Verantwortlichkeit und Selbstverwaltung ausgestattet werden. Auch die erstrebte Trennung der Jugendlichen, der wenig oder gar nicht Vorbestraften, der Vorbestraften und der schwer Erziehbaren voneinander in besonderen Anstalten hätte hier genannt werden können.

Jedenfalls ergibt sich, daß es sich bei den Maßnahmen der modernen Strafvollzugsreform nicht um unangebrachte Abschwächung des Ernstes der Strafe handelt, sondern eben nur darum, die schädlichen Einwirkungen der Haftzeit, die dem Strafzweck geradezu entgegenwirken, möglichst auszuschalten. Mit Recht sagt Sieverts, daß seine Untersuchungen ergeben, daß diese Reformen im allgemeinen auf dem rechten Wege sind.

Darin liegt die praktische Bedeutung der Schrift, aber darüber hinaus auch darin, daß sie das Verhalten der Häftlinge verstehen und im rechten Lichte sehen lehrt und so wertvolle Fingerzeige für ihre Behandlung durch die Strafvollzugsbeamten gibt. Und nicht nur für diese, auch für Staatsanwälte und Untersuchungsrichter ist es notwendig, zu wissen, wie die Haft auf die Untersuchungsgefangenen wirkt, damit verhängnisvolle Fehler in ihrer Behandlung und Beurteilung vermieden werden.

Zuletzt stellt uns auch diese Schrift vor die Frage: Gibt es nicht andere bessere Strafmittel als die Freiheitsstrafe? Nicht nur, weil manche der drohenden Schädigungen fast unablösbar von ihr erscheinen — sondern auch, weil sie ihrer Art nach, wie einer der Haftmemoirenschreiben bei Sieverts es ausdrückt, zu dem Rechenexempel verführt: Schuld und Strafe gleichen sich aus. Eine Wirkung, die einem oft genug darin entgegentritt, daß das Gefühl für die Pflicht der Wiedergutmachung des angerichteten Schadens völlig vernichtet wird durch das Bewußtsein: ich habe ja so und so viel Monate oder Jahre abgemacht.

Friedrich Schmalz

*) Darf ich hierzu ein Fragezeichen machen? Ist es nicht das Schlimme, daß wir oft auch die Tat nicht kennen? In ihrem ganzen Umfang und Inhalt? D H

Weltstimmen, Weltbücher in Umrissen. Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung. 4. Jahrgang. Jeden Monat ein Heft, 90 Pfg. Ältere Jahrgänge gut gebunden 10 M.

Über die „Weltstimmen" ist schon in Nr. 6 v. J. berichtet worden.

Die Empfehlung sei wiederholt. Besonders hingewiesen sei auf die Hefte, die Werke je eines bestimmten einzelnen Volkes sammeln, z. B. das Juliheft d. J. über Werke angelsächsischer Literatur, hauptsächlich amerikanischer. Der Blick auf die Art, wie der Krieg auf der andern Seite empfunden wird und wurde, braucht nicht verhetzend zu wirken, kann auch etwas Versöhnendes haben. Das beweist dieses Heft stark. Die Inhaltsangabe der Kriegstendenzromane von Upton Sinclair, Jimmie Higgins, bestätigt aufregend stark, was wir aus dem in der Frankfurter Zeitung erschienenen Roman der Agnes Smedley über die völlige Unfreiheit Amerikas gegen England wissen. Daß aber amerikanische Schriftsteller, die sich großer Beliebtheit in ihrer Heimat erfreuen, die Schiefheit der Politik, durch welche Wilson der Friedenspreisträger sein Land in den Krieg brachte, empfinden und brandmarken, ist versöhnlich, weil es wie ein Aufwachen des Weltgewissens berührt. (Übrigens sollten die „Weltstimmen" nie vergessen, das Ersterscheinungsjahr eines Buches zu vermerken. Meines Wissens erschien Sinclairs Buch schon vor drei Jahren. Und Preise und Verlage der besprochenen Bücher müßten regelmäßig angezeigt werden.) Bonus

Das Deutsche Bibel-Archiv in Hamburg

Wiederholt ist in diesen Blättern von dem Plan und der Vorbereitung des „Deutschen Bibel-Archivs" in Hamburg die Rede gewesen, dessen Ankündigung vor Jahresfrist fast in der gesamten deutschen Gelehrtenwelt ein lebhaft zustimmendes Echo fand. Unter dem Protektorat der Hamburger Hochschulbehörde und in loser Verbindung mit der dortigen Staats- und Universitäts-Bibliothek hat es sich sein Heim gegründet (Hamburg 1, Domstraße 7, Erdgeschoß) und gedenkt am 2. Januar seine Arbeit aufzunehmen. Diese ist schon früher hier gekennzeichnet worden. Aber es ist nötig, ausdrücklich zu betonen, daß wir kein Institut zum Ankauf alter Handschriften und Drucke sind; dazu fehlen uns leider noch durchaus die Mittel. Zunächst müssen wir uns mit Inventarisierung und Untersuchung der schon bekannten oder noch zu entdeckenden Handschriften und Frühdrucke begnügen, soweit sie die Bibelverdeutschung von der Zeit von 1200 bis 1522 angehen, dazu der deutschen Bibel-Zitate aus den gleichen Jahrhunderten, sowie der Sammlung photographischer Reproduktionen von Darstellungen biblischer Personen und Motive in deutscher Kunst. Daß aber hinter dem Sammeln die eigene Forschung und Untersuchung nicht zurücksteht, dafür hoffen wir durch die schon für die nächste Zeit in Aussicht genommene erste Veröffentlichung des Instituts den Beweis zu erbringen. Für all das aber brauchen wir Hilfe, nicht nur Geldzuwendungen — natürlich haben wir auch die von privater Seite in diesen schlimmen Zeiten dringend nötig — aber fast wichtiger noch ist Mitarbeit von solchen, die dazu befähigt sind. Darum bitten wir um kostenlose Zusendung einschlägiger neuer oder alter Literatur (Monographien, Dissertationen, Aufsätze). — Unter den deutschen Bibelzitaten und -anspielungen liegen uns zunächst die Inschriften (Haussprüche, Grab- und Gerätinschriften usw.) besonders am Herzen, schon deshalb, weil von diesem Material immer mehr untergeht. Aus diesem Grunde sollen hier auch schon die Grenzen weiter gesteckt sein, nach rückwärts und vorwärts über die angegebene Zeit von 1200—1522 hinaus. Natürlich wird ein kritisches Gefühl für Charakteristisches bei der Auswahl mit obwalten müssen — nicht jedes neuere Zitat aus der Lutherbibel ist der Notierung wert. Von wertvollen Stücken sind wir für photographische Wiedergabe besonders dankbar: gern werden wir in lohnenden Fällen Kosten zurückerstatten und Mühewaltung nach Kräften entgelten. Hoffentlich lockt es recht viele zur

Hilfeleistung an diesem wichtigen Beitrag zu einem Corpus inscriptionum Germanicarum. Aber auch Angebote zur Mitarbeit bei der Zitatensammlung aus der Literatur der angegebenen Zeit sind hochwillkommen, besonders von solchen, die einem bestimmten Schriftsteller oder Literaturdenkmal schon durch anderweitige Beschäftigung mit ihm nahe stehen. Indem das Institut um weite Verbreitung dieser Aufforderungen bittet, erklärt es sich zugleich zu jeder gewünschten Auskunft über seine Ziele und Pläne bereit.

Hamburg-Schmalenbeck Hans Vollmer

Wöchentliche Chronik

Der Vollzugsausschuß des Federal Council sandte von Washington „an die christlichen Brüder" in Deutschland eine Botschaft, in der er versichert, daß er „der Theorie von der Alleinschuld Deutschlands am Kriege nicht zustimmt". Die Reparationen usw. betr. gab er eine Erklärung dahin ab: „daß man an solche Fragen herangehen sollte vom Standpunkt der christlichen Brüderschaft aus und nicht vom Gesichtspunkt des engen Interesses irgendeiner Nation."

Der Ökumenische Rat für praktisches Christentum hat ein Handbuch der Kirchen herausgegeben, das die Mitgliederzahl der Kirchen in Amerika, Großbritannien und fast allen europäischen Ländern sowie Namen und Anschriften der Kirchenbehörden und so fort enthält. Zu beziehen von der Geschäftsstelle der Internationalen Christlichen Pressekommission, Berlin-Steglitz, Beymestraße 8. 125 S.

Generalsuperintendent D. Zoellner bleibt auch nach seinem Ausscheiden aus dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß dessen „freundlicher Beobachter" beim Fortsetzungsausschuß der Lausanne-Konferenz.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß entsendet von nun an nur noch vier statt sechs Austauschtheologen, zwei nach U. S. A., je einen nach Schottland und Skandinavien.

Der Reichstag hat die Verkaufszeit am Weihnachtsheiligabend wiederum auf 5 Uhr festgesetzt. Blumenläden 6 Uhr. Gastwirtschaften 7 Uhr (erst von 1931 an gültig).

Die Staatspartei hat im Reichstag eine Anfrage wegen der Verlegung des Sitzes der Internationale der Gottlosen von Moskau nach Berlin eingebracht und gefragt, was die Reichsregierung tun wolle, um die Empfindungen der überwiegenden Mehrheit der deutschen Bevölkerung zu schützen.

Es gibt heute in Deutschland 15 blinde Pfarrer, einen blinden Theologieprofessor und einen blinden Direktor eines theologischen Seminars.

Von den katholischen Ehen in Berlin werden 5,3, von den Mischehen 10,3 % geschieden.

Die Konferenz der deutschen Missionslehrer hat eine Entschließung über die Spezialausbildung der Missionskandidaten nach dem Abschluß des Seminarkurs angenommen: Dreimonatiger Aufenthalt in England oder Holland, ein Semester in Hamburg oder Berlin zu sprachlicher und volkskundlicher Ausbildung, dreiwöchentlicher Kursus am Tropenheim in Tübingen, ein- bis zweijähriges Vikariat bei einem geeigneten Missionar; nach der Aussendung während des Urlaubs Weiterbildung in einer Universitätsstadt. RAMZ 12

Das bischöfliche Ordinariat in Mainz hat auf eine Beschwerde der Nationalsozialistischen Parteileitung gegen das Verbot der Niederlegung von mit Hakenkreuzen geschmückten Kränzen an Gefallenendenkmälern in katholischen Kirchen dieses Verhalten der Geistlichkeit durchaus korrekt befunden. Es sei auch Pflicht der Geistlichen, die Gläubigen über den Charakter der Nationalsozialistischen Partei aufzuklären und vor den von ihr drohenden religiösen Gefahren zu warnen.

Der Bischof von Augsburg verbot dem Pfarrer Dr. Häuser in Straßberg weiteres politisches Auftreten, weil er sich bei einer Weihnachtsfeier in Augsburg als Nationalsozialisten bekannte und den Beweis zu führen versuchte, daß die nationalsozialistische und die katholische Lehre sich nicht widersprechen.

Im Hauptausschuß des Preußischen Landtages wurde beschlossen, von der Errichtung neuer Pädagogischer Akademien bis auf Weiteres Abstand zu nehmen, obwohl der Kultusminister die Neugründung von evangelischen Akademien für notwendig erklärt hatte, wenn nicht auf evangelischer Seite ein erheblicher Lehrermangel entstehen solle.

In Preußen standen 1929 den 25 % katholischen Schülern 41 % katholischer Studienassessoren gegenüber. DEK

In Leipzig haben die Stadtverordneten den Rat ersucht, die Verbände der freien Wohlfahrtspflege und die kirchlichen Organisationen stärker als bisher zur Ausübung pflegerischer und erzieherischer Tätigkeit heranzuziehen. FrChrist 34

Der Thüringische Landtag hat den nationalsozialistischen Antrag angenommen, mit der Landeskirche dahin zu verhandeln, daß diese ein Drittel der staatlichen Zahlungen zum Zweck der christlichen Liebestätigkeit, der Linderung der sozialen Not und zur Beisteuer für Notstandsarbeiten und produktive Erwerbslosenfürsorge zur Verfügung stelle. Dafür außer den Antragstellern Sozialdemokraten und 4 Wirtschaftsparteiler, darunter der dem Landeskirchentag angehörende Abgeordnete Gerstenhauer; die Kommunisten enthielten sich der Stimme.

Der Lutherische Bund hat in Leipzig seine Auflösung beschlossen. AELKZ 52

Das Kropp-Breklumer Predigerseminar wird nach 50jährigem Bestehen aufgelöst. Die United Lutheran Church nimmt die Studierenden zum Abschluß in ein amerikanisches oder kanadisches Seminar auf. AELKZ 52

Die reformierte Gemeinde Veltenhof in Braunschweig hat eine Windmühle in eine Kirche umgewandelt.

In Braunschweig hat der Kultusminister der alten Regierung kurz vor ihrem Ende den Freidenkern die Rechte einer Körperschaft öffentlichen Rechts verliehen. In Preußen hatte der ebenfalls sozialistische Kultusminister ihnen dieses Recht wegen ihrer Intoleranz verweigert. FrChrist 34

Die Freunde der Heidelberger Fakultät sind beunruhigt durch Absichten in der Karlsruher Kirchenregierung, bei Gelegenheit des badischen Konkordats sich einen entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der Professuren zu sichern. Vgl. Neue Badische Landeszeitung 574 vom 12. November. Eine konsultative Mitwirkung besteht schon jetzt. Von Lehre und Bekenntnis ist aber dabei nie die Rede gewesen. Der Heidelberger Dekan D. Jelke erklärte in einer Rede vor den Studenten: man erkenne wohl eine Lehrnorm an, aber keine Lehrinstanz.

Der bayerische Kirchenpräsident hat an die evangelischen Gemeinden zu Advent ein Grußwort gerichtet, in dem zu gemeinsamer Einkehr und zur Tat brüderlicher Liebe aufgefordert wird.

Die Züricher Kirchensynode hat einen Plan zur Ausbildung von kirchlichen Gemeindehelferinnen auf sozialer Frauenschule und kirchlichen Ergänzungskurs angenommen.

Die Stadtbernischen Kirchengemeinden haben ein neues Kirchengemeindereglement angenommen, das ein beschränktes Frauenstimmrecht bringt.

Sämtliche Pastoren der Kirche von Waadt haben von der Regierung das Recht erhalten, ihr Amt fortzusetzen, dagegen diejenigen von Sekten, die nur mit Unterstützung des Auslandes bestehen können, nicht.

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund hat für 1931 zur vierhundertjährigen Wiederkehr von Zwinglis Todestag eine Sammlung in sämtlichen schweizer Kirchen für die kirchliche Jugendarbeit beschlossen. In Wildhaus, dem Geburtsort Zwinglis, soll ein Treffort für die Ostschweizerischen reformierten Jugendwerke geschaffen werden.

Im Betriebsbereich der Schweizer Oberpostdirektion ist bei einer jährlichen Fahrleistung von 8 832 000 Kilometer, davon 1 278 000 auf den schwierigen Alpenstraßen, seit 1921, wo dem in Frage kommenden Personal der Genuß geistiger Getränke während der ganzen Dienstdauer bei Strafe sofortiger Entlassung verboten wurde, kein einziger Personenschaden durch Unfall vorgekommen.

Gegen die Stimmen der außerenglischen Führer wurde beschlossen, die Heilsarmee zu einer national-englischen Wohltätigkeitsorganisation mit ausländischen Zweigen nach Art der sonstigen englischen Missionen zu machen.

Der Professor der dogmatischen Theologie im großen Seminar von Rennes Turmel ist durch ein Dekret des heiligen Offiziums als Modernist exkommuniziert und seine Bücher sind auf den Index gesetzt worden.

In Debreczen hat eine Witwe Frau Johan Fülop die „Religion der Heiterkeit" gegründet. Sie will aus der Bibel heraus erklären, daß „nur die Heiterkeit die Seele reinigt und das Lachen Gott wohlgefällig sei": die Seligkeit gehöre denen, die immer lächeln, ob sie dazu Ursache haben oder nicht.

Die Staatsreligion und ihre Priester genießen durch das neue italienische Strafgesetzbuch einen Sonderschutz, in dem Vergehen wider andere Religionsgemeinschaften gegenüber denen gegen die Staatsreligion nur mit einer herabgesetzten Strafe bedroht sind.

Die Kirchenverfassung der Deutsch-Evangelischen Landeskirche in Südslavien ist vom König sanktioniert worden.

Zwei führende Männer der Syrisch-jakobitischen Kirche sind zusammen mit einer Anzahl Mönche und Nonnen zur römischen Kirche übergetreten.

In Bombay ist ein antireligöser Bund mit der Bezeichnung „Antipriesterschaftsorganisation" gegründet worden.

Die Taufe des chinesischen Präsidenten Tschiang-kai-schek hat im Hause seiner Schwiegermutter Frau Sung, die auch die Schwiegermutter von Sunyatsen war, stattgefunden. Fast die ganze Familie Sung, auch die Gattin Tschiangkaischeks, gehört seit vielen Jahren zur südlichen Methodistenkirche. Evst 49

Zum Schutze der Missionare ging ein englisches Kriegsschiff nach der Insel Hainan. Zwei Missionare, seit 16 Monaten von chinesischen Banditen dort gefangen gehalten, wurden durch Truppen der Kantonregierung befreit. — Zwei Missionarinnen wurden erschossen, weil das in Peking verlangte Lösegeld ausblieb.

Die Katholische Mission in Französisch-Westafrika hat ne Schule für weiße und schwarze Kinder eingerichtet.
Die Norwegisch-Lutherische, die Vereinigte Dänisch-Lutherische, e Amerikanisch-Lutherische Kirche, die Lutherische Freikirche und e Augustanasynode haben sich zu einer Amerikanisch-utherischen Konferenz vereinigt, die 1 324 000 Mitglie-er zählt. Daneben gibt es noch die Vereinigte Lutherische Kirche Amerika mit 1 520 000, die Synodalkonferenz mit 1 351 000 nd 7 kleinere Kirchen mit 150 000 Mitgliedern.
In der St. Johns-Kirche in New York verlangte der frühere ugendrichter Ben Lindsey nach einer Predigt des Bischofs lannings, die sich mit seiner Tätigkeit befaßte und ihn als Ver-idiger von Ehebruch und Ausschweifungen scharf ablehnte, das Wort zu seiner Verteidigung, wurde aber gewaltsam aus der irche gewiesen. Rb 294

Von Personen. Berufen: Pfarrer D. Günther Dehn in erlin als Nachfolger von Johannes Bauer nach Heidelberg und s Nachfolger von Karl Eger nach Halle für Praktische Theologie; rivatdozent Lic. Ernst Wolf in Rostock als Nachfolger von Pe-rson nach Bonn für Kirchengeschichte; Privatdozent Lic. Hans eube in Leipzig als Nachfolger von Kohlmeyer nach Breslau r Kirchengeschichte; Professor D. Emanuel Hirsch in Göttingen s Nachfolger von Anrich nach Tübingen. Habilitiert: Pfarrer c. Otto Händler in Stralsund für Praktische Theologie in reifswald; Pfarrer Lic. Erdmann Schott in Dersekow für ystematik ebenda; Pfarrer Lic. Dr. Paul Schütz in Schwa-ndorf für Praktische Theologie in Gießen; Lic. Gerhard von ad für AT und Lic. Dr. Gustav Stählin für NT in Leipzig. rnannt: Professor D. Wilhelm Goeters in Bonn zum Nachfol-r von Peterson ebenda; Professor D. Erik Peterson zum Ho-rarprofessor für hellenistische Religionsgeschichte und altchristliche nd byzantinische Literaturgeschichte in der philosophischen akultät Bonn; Direktor des Sozialwissenschaftlichen Seminars r Deutschen Hochschule für Politik in Berlin Carl Men-icke zum Honorarprofessor für Pädagogik in der philosophischen akultät in Frankfurt a. M.; Pfarrer D. Paul Luther in Char-ttenburg zum Mitgliede des Brandenburger Konsistoriums. Pro-oviert: Professor Dr. Theodor Odenwald in Heidelberg zum . von Tübingen; Professor Lic. Edmund Bursche und Pro-ssor Lic. Johannes Szeruda in Warschau zu DD. von Basel; rivatdozent Lic. Fritz Lieb in Bonn zum D. von Basel. Ge-orben: in Marburg GR. Dr. Johannes Rehmke, einst Pro-ssor der Philosophie in Greifswald; in Kreuznach Pfarrer Jo-nnes Mumbauer. E St

Verschiedenes

Woche für kirchliche Kunst in Friedrichroda 20.—25. Oktober
Zum ersten Male seit dem Bestehen der Thüringer evangelischen rche, ja, man kann sagen, überhaupt zum ersten Male, unter-hm es eine deutsche Landeskirche, ihre Pfarrerschaft für die ßerst notwendigen Aufgaben kirchlicher Kunst- und Baupflege rch eine Woche für kirchliche Kunst planmäßig zu schulen. Mit arfem Blick für diese Notwendigkeit und mit klarer, fachmänni-er Sachlichkeit beschränkte sich der Leiter dieser Arbeitstagung, rchenbauwart Professor Dr. Ing. Högg aus Dresden, darauf, die für Thüringen wichtige Frage der Erhaltung und Er-uerung der vorhandenen zahlreichen Kunstschätze und der kirch-hen Baudenkmäler durch wertvolle Vorträge von Fachleuten auf esem Gebiete einzuführen und richtige Wege zu weisen. Dadurch hielt die Tagung ein einheitliches Gepräge, das fern ab von en unklaren und verworrenen Forderungen „moderner" kirch-her Kunst lag. Es kam immer und immer wieder zum Aus-uck, daß es nur im Interesse der Kirche und des Volkes sei, enn alles „gewollt Neue", alle traditionslosen, übermodernen ersuche unterblieben und im unbedingten Zusammenhang mit r Kunst unserer Väter weiter aufgebaut würde.
Aus allen Kirchenkreisen nahmen Vertreter an der Veranstal-ng teil. Architekten, Künstler und Kunsthandwerker hatten sich ngefunden. So wurde nicht nur eine Schulung der Pfarrer er-cht, die, ihrerseits Keimzellen bildend, das Erlernte weitergeben lten, sondern auch eine wertvolle Verbindung von Auftrag-bern und Auftragausführenden geschaffen. — Erfreulich war zu ren, daß der Landeskirchenrat der Thüringer evangelischen rche, der Betreuer von 1400 Kirchen, nicht allein die Kunst-d Denkmalpflege trägt, sondern die einzelnen Kirchgemeinden cker mitarbeiten. So haben z. B. fünf Gemeinden trotz wirt-aftlicher Not die stattliche Summe von 613 000 Mark in kurzer it aufgebracht, um für das Gemeindeleben sehr wichtige Ge-eindehäuser zu bauen. Dies ist zugleich ein beachtlicher Beweis r die Lebendigkeit Thüringer Kirchgemeinden. — Der thürin-che Staatsminister Dr. Frick ließ der Tagung durch Professor . Schultze-Naumburg von Weimar Grüße überbringen. Mit der Tagung war eine Ausstellung für kirchliche Kunst ver-nden, die einen guten Überblick über das kirchliche Kunstschaffen Thüringen und die Leistungen der Baustube des Landeskirchen-ts in Eisenach gab. Auch hier kam eine Einheit und Geschlos-heit des kunst- und baupflegerischen Wollens klar zum Aus-uck. Es wäre nur zu wünschen, wenn andere Landeskirchen Deutschlands dem Beispiel der Thüringer Kirche folgen würden, damit durch solche Arbeit und Aufklärung die evangelische Kirche aus dem Tiefstand in künstlerischen Dingen herauskäme, ganz beson-ders aber nicht unbeträchtliche Bau- und Kunstschätze vor Zer-störung, ja vor gänzlicher Vernichtung bewahrt blieben, die nicht nur Ausdruck künstlerischer Persönlichkeiten, sondern Ausdruck der deutschen Volksseele sind. Kurt Pohl

Zeichen der Zeit
Ach es sind so viele Zeichen der Zeit um uns her, ganz unmiß-verständliche, die gar keiner geistlichen oder geistreichen Deutung bedürfen. Mehr Zeichen heute als Zeit! Mehr Ankündigungen des-sen, was wird, Schlimmes und Gutes, als reelle Geschichte, Ge-schehen, Tat.
Tragikomisch und unsagbar deutlich, was Professor D. Barth aus Bonn berichtet im jüngsten Heft der „Theologischen Blätter" (Nr. 12). Die kleine Geschichte illustriert erschreckend den Nie-dergang unserer humanistischen Bildung. Er legte einer schon gesiebten Schar von älteren Theologie-Studierenden zum Übersetzen ein Stück aus den Locis des Melanchthon vor. Darin fand sich der Satz: Est igitur opus gratuita remissione, auf Deutsch: „Es tut also not gnädige (unentgeltliche, unverdiente) Vergebung." Opus est heißt „not tut", eine besonders auch den Reformatoren geläufige lateinische Redensart. Opus heißt aber auch „Werk". Barth teilt nun 17 Übersetzungen mit, die schmerzlich daneben trafen (denen — immerhin! — 25 richtige gegenüber-standen). Diese Übersetzungen erinnern an die klassische: Medio tutissimus ibis (In der Mitte wirst du am sichersten gehn) „In Medien ist der Ibis am sichersten." Ach es ist nicht zum Lachen. Hätten diese hochsemestrigen Studenten De libertate christiana ge-lesen, so wären sie dort alsbald auf die gewaltige Stelle geraten: Una re caque sola opus est ad vitam ... — Wie hielt Luther auf die Sprachen! Und Melanchthon?! Wächst uns nun wirklich ein Klerus heran ohne humanistische Bildung? Und am Ende gibt es Kreise, die das für einen Fortschritt halten? — Schade übrigens, daß Professor Barth nicht angegeben hat, ob auch Zöglinge des humanistischen Gymnasiums unter den 17 waren. Doch wohl nicht?
— Noch ein ganz Anderes. Das Montagsblatt der Frank-furter Zeitung vom 22. Dezember wird ausgefüllt durch folgende Artikel: Das aufgehobene Verbot des Stahlhelm-Films; Zwischen-rufer im „Konzert von Sanssouci"; Böse Buben unter politischer Firma; 300 Todesopfer des Vulkan-Ausbruchs; Raubmord im Norden Berlins; Wie Sawinkoff starb; Die Untersuchung der Ge-fangenenbehandlung in Brestlitowsk; Ein politischer Beleidigungs-prozeß; Hugenberg erscheint wiederum nicht vor Gericht; Bilder vom Pache-Prozeß; Massendiebstähle bei der Kasseler Polizei; Dampferzusammenstoß auf der unteren Elbe; Feuer im Berliner Film-Viertel; Ein moderner Goldmacher; Italienische Intellektuelle vor dem Staatsgerichtshof; Ausschreitungen vor der griechischen Gesandtschaft; Die Gaststätten in Hessen; Der goldene Sonntag. Feuilleton: Zirkus; Uraufführungen. Dazu vier große Seiten Fuß-ball und anderer Sport.
Es ist das Montags-Morgenblatt. Und der Zeitung ist gar kein Vorwurf zu machen. Sie ist so ernsthaft und reichhaltig an Politik wie nur eine. Die Sonntagsblätter waren es in kaum zu bewäl-tigendem Maße. Aber immerhin: so sieht am Morgen des 22. De-zember unsre Weltgeschichte aus! R

Preisfrage
Die Redaktion muß wieder einmal eine Preisaufgabe stellen. Eine ganz kleine, bescheidne. „Wo ist der preußische Summ-episkopat hingekommen?" Diese Frage soll in einem höch-stens vier Spalten langen Artikel beantwortet werden. Für sämt-liche sieben Landeskirchen Preußens. Auch von den übrigen evan-gelischen Landeskirchen im Reich ist Bericht erwünscht. Termin? Je bälder, desto besser! Belohnung? Etliche Bücher. R

Kleine Mitteilungen
Zu einem Pastorenkursus lädt die Apologetische Zentrale für 28.—31. Januar in das Johannesstift Spandau. Tagesordnung: „Die Stellung der Kirche zu den nationalen Problemen der Gegenwart." Näheres durch die Geschäftsstelle ebendort.
Das in Nr. 24 Sp. 1199 besprochene Buch von Willy Veit „Der Gottheit lebendiges Kleid" kostet nicht wie irrtümlich ange-geben 3, sondern 6 M.
Zuschriften für das Deutsche Bibelarchiv (Sp. 42) an seinen Leiter Professor D. Vollmer in Schmalenbeck bei Ham-burg.
Professor Hermelink nimmt seine Berichte über den Katho-lizismus der Gegenwart in den nächsten Nummern wieder auf. R

Versammlungskalender

21.—28. Januar Sozialehrgang für Theologen Spandau
28.—31. Januar Pastorenkursus Nationale Probleme Spandau
26.—31. Mai Internationaler Religionspsychologischer Kongreß Wien
3.—5. Juni Evangelischer Bund Magdeburg
1.—6. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Cambridge
2.—4. September Internationale Union antimilitaristischer Pfarrer Zürich
30. September Freunde der Christlichen Welt Basel
10.—13. Oktober Lutherisches Hilfswerk der Gotteskastenvereine Greiz

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

MARBURGER THEOLOGISCHE STUDIEN

Herausgegeben von

Professor D. Dr. Heinrich Frick

Im Laufe des Januar erscheinen:

2. Protestantica RM 2.—

MARTIN RADE: Zum Teufelsglauben Luthers.

WILHELM MAURER: Ökumenizität und Partikularismus in der protestantischen Bekenntnisentwicklung.

4. Zur politischen Ethik RM 2.—

GEORG WÜNSCH: Die Staatsauffassungen von Luther, Richard Rothe und Karl Marx in ihrem systematischen Zusammenhang.

HERMANN FABER: Religiöser Glaube und politische Parteibildung.

5. FRIEDRICH HEILER: Die Mission des Christentums in Indien. RM 2.60

6. JAKOB WILHELM HAUER: Ein monotheistischer Traktat Altindiens. RM 1.50

Bereits früher erschienen:

1. Zur biblischen Theologie RM 3.50

HANS FRHR. VON SODEN: Sakrament und Ethik bei Paulus (Zur Frage der literarischen und theologischen Einheitlichkeit von 1. Kor. 8—10).

ERICH FASCHER: Deus Invisibilis (Eine Studie zur biblischen Gottesvorstellung).

3. Zur systematischen Theologie RM 2.40

HEINRICH FRICK: Ideogramm, Mythologie und das Wort.

THEODOR SIEGFRIED: Kant und Schleiermacher.

Die nunmehr vorliegenden sechs Hefte bilden zusammen den

Rudolf Otto-Festgruß

und sind auch in einer **Buchausgabe** zum Preise von vierzehn Mark erhältlich.

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Christentum und Wissenschaft

Monatsschrift unter Mitarbeit von Prof. Lic. Dr. Carl Schneider-Riga herausgegeben von Lic. theol. Hermann Sasse-Berlin und Prof. Lic. Dr. Robert Winkler-Heidelberg.

November-Heft: Prof. D. E. König: Ruben und die Personifikationstheorie. — Dr. Gottfr. Fittbogen: Die evangelischen Gemeinden in Eupen-Malmedy. — Prof. Dr. Wilh. Caspari: Das Gebet für das Vaterland (Stilistisches und Grundsätzliches zu dem Thüringer Versuch). — Superint. Dr. Heber: Glaubensbekenntnisse von Medizinern.

Dezember-Heft: Prof. D. Dr. Rob. Jelke: Gottes Weihnachtsgabe. — Lic. Dr. J. Heber: Christliche Gnosis und gegenwärtige Krise. — Dr. theol. Wilh. Knevels: Richtlinien evangel. Theologie zur Ueberwindung der gegenwärtigen Krise. (Bemerkungen zu dem gleichnamigen Buch Georg Wobbermins). — Prof. D. Dr. M. Schian: Zur Frage der deutschen Theologentage. — Jahresregister.

Jedes Heft enthält außerdem regelmäßig eine „Chronik" aus Theologie und Wissenschaft, sowie einen Ueberblick über neues theologisches und philosophisches Schrifttum.

Jahrespreis portofrei M. 10.60, Einzelhefte M. 1.-, Probehefte stehen zur Verfügung.

C. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 24

Freunde der Christlichen Welt Görlitz

Freitag, den 9. Januar, abends 8 Uhr im Rittersaal des Goldenen Kreuzes: Vortrag von Herrn Pastor Fritz Hentschel-Deutmannsdorf: **„Christentum und Sozialismus."**

EINLADUNG zu den christlichen Fahrten in die Länder der Bibel.

Direkte Palästinareise und Palästina, Syrien, Aegypten. Gemeinsame Abfahrt von München am 7. April 1931. Deutsche Begleitung und Führung. Teilnehmerpreis äußerst niedrig. Biblische Andachten bei freier Teilnahme während der Reise. Viele Anerkennungsschreiben. Prospekte kostenlos durch die

AMERICAN EXPRESS COMPANY M. B. H.
Berlin W 8, Charlottenstr. 55

EISU- Stahl- u. Holz- **Betten** Schlafzim., Stahlmatr., Kinderbetten, Polster, Chaiselong., an jeden, Teilz. Katal. fr. Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)

Die sicherste Kapitalanlage

sind erststellige Goldhypotheken

Verzinsung 10—12 %. Risiko ausgeschlossen. Suche Beträge ab Rm. 1000.—. Erste Referenzen von Pastoren. Auskunft bereitwilligst

Johannes Werner,
Vermögensverwaltungen — Hypotheken
Berlin W 50, Tauentzienstraße 8.

Alsbald junger **Hilfsgeistlicher** gesucht. Gute Einführung in die pfarramtliche Tätigkeit, monatliche Vergütung 300.— RM.

Angebote an das Vorsteheramt der evangelisch-lutherischen Kirche, Kassel, Lutherplatz 6.

Theologin mit Befähigung zum Vikarinamt mit langjähr. Erfahrung in Gemeindearbeit, Jugendpflege, Frauenhilfe, Gefangenenseelsorge, Inneren Mission sucht Wirkungskreis.

Angebote unter **K. 77** an die Geschäftsstelle d. Bl. erbeten.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 17. Januar

Dieser Nummer liegt ein Flugblatt der **Dr. Lepsius Deutschen Orient-Mission** bei. Um Beachtung wird gebeten.